IM LANDE DER HINDUS: ODER, KULTURSCHILDERUNGEN AUS INDIEN. MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG...

Th Tanner





G. Mayer

Oct. 1894

Im Lande der Hindus

Oder:

Kulturschilderungen aus Indien.

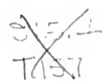
Mit besonderer Berücksichtigung der Evangelischen Mission.

Von Th. Tanner.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

ST. LOUIS, MO.

1894.



Vorwort.

Zur Erlösung unseres gefallenen Geschlechtes bedurfte es der Menschwerdung Christi, seines Leidens und Sterbens. Zur gesegneten Einwirkung auf die Heidenwelt und zu erfolgreicher Missions-Arbeit bedarf es der Christwerdung des Missionars. Das Leben Christi muß den Heiden durch den Missionar vorgedacht, vorgesprochen, vorgemalt und vor allen Dingen vorgelebt werden. Des heidnischen Volkes Sünde und Verderben muß des Missionars Sünde und Not werden. In gewissem Grade nimmt der Missionar auf sich des Volkes Krankheiten und Schmerzen. Ein solcher Missionar ist dann imstande, unter seinen Leuten zu zeugen und mit viel Liebe und Geduld zu wirken im Blick auf den, der ihn gesandt und ihm ein Beispiel gegeben hat, daß er nachfolge seinen Fußstapfen.

Unsere Missionare in Indien haben seit Jahren sich im Glaubensgehorsam gegen ihren Herrn und Meister in aller Stille in ihre schöne Arbeit, als Botschafter Christi unter den Heiden, hineingelebt. Von den Erfolgen ihrer gesegneten Arbeit ist nicht viel in die Öffentlichkeit gedrungen. Wer indes unsern monatlichen Missionsfreund regelmäßig und aufmerksam gelesen, hat immer das Nötige über unsere dortigen Brüder und ihr Werk erfahren.

Das vorliegende Büchlein aber, das Indien und seine Bewohner in eingehender Weise beschreibt, kommt einem längst ge-

fühlten Bedürfnis entgegen. Und auch auf die Fragen: Wo sind unsere Missionare, unter welchem Volksstamme in Indien arbeiten sie, wie sieht es dort unter den Heiden und in Indien überhaupt aus, ist es nötig, etwas für die dortigen Heiden zu thun, und gibt der Herr seinen Segen zur Arbeit unserer Brüder? — auf solche und ähnliche Fragen gibt das Büchlein erwünschte Auskunft.

Ein Buch über anderer und eigene Missionsarbeit zu schreiben, ist nicht jedermanns Ding. Dem Verfasser der gegenwärtigen Schrift kann man es abfühlen, daß er zu dieser Arbeit berufen ist. Seine Absicht ist, der Synode ihr Missionsfeld in Indien näher zu rücken und vor die Augen zu stellen und sie zu fernerer treuer Arbeit anzuspornen. Aber auch andere Leser, außerhalb unserer Synode, werden dem Verfasser für die empfangene Belehrung und Anregung Dank wissen.

Möge das Büchlein in allen unsern Gemeinden, in jeder Familie und wo immer es gelesen werden mag, unter Gottes Segen die Liebe zum Missionswerk wecken und fördern helfen.

J. Z.

Vorwort des Verfassers.

So unansehnlich dies Büchlein auch ist, und so gering sein Inhalt erscheinen mag, so hat es doch eine verhältnismäßig lange Vorgeschichte. Im Jahre 1888 wurden von seiten der ehrw. Verwaltungsbehörde unserer Mission in Indien die Missionare aufgefordert, ein Büchlein zu verfassen, welches die Zustände Indiens, seiner Völker und Genossenschaften, und insbesondere die Verhältnisse Chattisghars und unserer Mission in jenen Distrikten schildern sollte. Wir verteilten die Arbeit unter uns, und ein jeder der Missionare (O. Lohr, J. Lohr, Stoll, Jost und Tanner) sandte seine Arbeit an das Präsidium der ehrw. Verwaltungsbehörde ein. Leider konnten die verschiedenen Manuskripte, welche auf diese Weise zu Handen der Verwaltungsbehörde kamen, nicht zu einem „Ganzen" vereinigt werden. Teilweise war die Lückenhaftigkeit der einzelnen Berichte, teils die Wiederholungen und Widersprüche, welche in ihnen zum Vorschein kamen, die Schuld, daß diese Arbeiten einfach beiseite gelegt wurden.

Nach meiner Rückkehr von Indien wurde ich nun aufgefordert, die Redaktion dieser vorliegenden Schrift zu übernehmen. In welcher Weise ich meiner Aufgabe gerecht geworden bin, unterliegt nun dem Urteil der Leser. Ich fühle mich aber noch verpflichtet, an dieser Stelle dem lieben Bruder Julius Lohr meinen Dank auszusprechen für die Hilfe, die er mir hat zu teil werden lassen, indem er aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung mir manches Interessante und bisher Unbekannte mitgeteilt hat. Auch gebührt dem Herrn Pastor K. Kurz von Burlington, Iowa, Anerkennung für die Überlassung der von ihm verfertigten photographischen Aufnahmen.

Monroe, Wisconsin. Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

1. Teil. — Indien.

2. Teil. — Chattisghar.

Verzeichnis der Illustrationen.

Erster Teil.---Indien.

Geschichtlicher Überblick.

Indien, das sich vom Himalajagebirge in südlicher Richtung als eine große, zugespitzte Halbinsel in den indischen Ozean hinein erstreckt, ist ein seit uralten Zeiten bekanntes, äußerst fruchtbares und deshalb dicht bevölkertes Land, ein Land, welches zu allen Zeiten großen Einfluß auf die Abendländer ausgeübt hat.

Lange vor Christi Geburt zog von Nordwesten her ein Teil des großen arischen Volkes über die Bergpässe Afghanistans hinunter in die Ebenen des Punjab, während der andere Teil desselben Volkes, sich westlich wendend, in Persien, Kleinasien und Osteuropa sich Wohnsitze eroberte. In Nordindien, wo der Ganges und Indus weite Länderstrecken befruchten, ließen sich die Einwanderer nieder, ein Volk von heller Hautfarbe, im Besitze einer ausgebildeten Sprache, Religion und Poesie, geistig viel höher stehend als die dunkelfarbigen Ureinwohner des Landes. Nicht allein durch Waffengewalt, sondern weit mehr durch seine geistige und moralische Überlegenheit gewann dieses Volk im Laufe der Jahrhunderte einen überwiegenden Einfluß auf ganz Indien. Der größere Teil der Nichtarier, d. h. der Ureinwohner, zog sich vor den anrückenden Scharen nach dem Süden des Landes zurück, behielt seine Sprachen unvermischt, assimilierte sich aber nach und nach in religiöser und sozialer Hinsicht mit den mächtigeren Nachbarn. Der am angestammten Boden haften bleibende Teil der Ureinwohner wurde unterjocht und als dienstbares Volk mit Gewalt auf der niedrigen geistigen Stufe zurückgehalten. Es fand zwar mit der Zeit eine teilweise

Verschmelzung von Ariern und Nichtariern statt, indem Mischlinge aus diesen beiden Völkern als eine vierte Kaste, Shudras, den drei vorhandenen Kasten der Arier: Brahminen (Priester), Gshatryas (Krieger) und Vaishyas (Kaufleute und Handwerker) beigeordnet wurden. Die ersten drei Kasten wurden als zweimal geborene und heilige proklamiert; die Shudras dagegen wurden zu einer unheiligen Kaste gestempelt. Sie blieben von religiösen, staatlichen und militärischen Stellungen ausgeschlossen und wurden auf das Niveau vollständiger Knechtschaft heruntergedrückt. Diese Knechtschaft war freilich keine persönliche, wie dies bei der eigentlichen Leibeigenschaft und Sklaverei der Fall ist, sondern eine allgemeine, ähnlich derjenigen, welche Josua den Gibeoniten auferlegte. Die Gesamtkaste der Shudras wurde Eigentum der drei oberen Kasten der Hindus, so daß irgend ein Brahmine oder Gshatrya oder Vaishya einen Shudra zu einer Dienstleistung zwingen konnte. Ja, das Töten eines Shudra von seiten eines Brahminen wurde als ein Vergehen angesehen, das mit dem Töten eines unreinen Tieres auf gleicher Stufe stand.

Während der Lebenszeit des Stifters des Buddhismus, Sakya Muni oder Gautama, brachen unter Darius Hystaspes persische Horden in Indien ein und überschwemmten das heutige Punjab, welches eine persische Provinz wurde; zweihundert Jahre später eroberte Alexander der Große einen Teil Nordindiens, und wie die Perser gethan hatten, so ließ auch er wieder Leute verschiedener Rasse und Abstammung in Indien zurück. Nachdem nun noch nacheinander von Persien, Afghanistan, Balk Völkerschaften in Indien eingewandert waren, teils als Eroberer, teils als Flüchtlinge (wie die Parsis, welche sich bis auf den heutigen Tag unvermischt erhalten haben und auf das öffentliche Leben in Bombay großen Einfluß ausüben), begannen zu Ende des zehnten Jahrhunderts die Mohammedaner ihre Eroberungen in Indien, und es gelang ihnen, nach und nach ganz Indien zu unterjochen. Es geschah dies weniger durch Waffengewalt, als durch eine Verkettung verschiedener Umstände, unter denen besonders der hervorzuheben ist, daß die Eindringlinge keinen nationalen und organisierten Widerstand fanden. Die Bewohner Indiens

gehören eben verschiedenen Völkern und Stämmen an. Zersplittert in eine immer wechselnde Anzahl kleinerer und größerer Königreiche und Fürstentümer, ohne innerlichen Zusammenhang, den nur gemeinsame Interessen, gemeinsame Sprache und Religion zu geben imstande sind; durch das Kastenwesen unter sich mehr abgesondert und von einander geschieden als verbunden, war Indiens Bevölkerung fast wehrlos den an und für sich schwachen Horden der Eroberer preisgegeben. Ja, die Mohammedaner fanden an den unterdrückten Ureinwohnern entschiedene Freunde, welche teilweise sehr schnell ihre Religion annahmen und so die politische Kraft der Eroberer stärkten. Der vollständige Mangel eines nationalen Gefühls ließ die Hindus nur da zur Abwehr sich erheben, wo sie eben angegriffen wurden, und so geschah es, daß die Mohammedaner nach und nach über 100 Millionen Hindus sich unterwarfen und dieselben Jahrhunderte lang beherrschen konnten. Wie aber diese mohammedanische Macht und Herrlichkeit sozusagen ohne Hände aufgebaut ward, so wurde sie auch wieder ohne Hände zerbrochen. Vor etwa dreihundert Jahren fing eine Gesellschaft englischer Kaufleute an, in Indien Geschäfte zu treiben. Teils durch Kauf, teils durch List und Gewalt brachte diese Compagnie bald ungeheure Landstriche unter ihre Botmäßigkeit. Ihren Beamten gelang es, für die eingebornen Fürsten Staatsgeschäfte verrichten zu dürfen, natürlich zu ihrem eigenen Vorteil, und oft geschah im kleinen, was zuletzt im großen vollbracht wurde.

Wie nämlich einst der fränkische Hausmeier Pipin den letzten Merowinger König einfach ins Kloster sandte und sich selbst die königliche Krone aufsetzte, so erklärte eines Tages ein englischer General-Gouverneur dem letzten Kaiser der Moguldynastie, für welchen er lange Zeit staatliche Geschäfte verwaltet hatte: „Von nun an sind wir die dominierende Macht in Indien!“ — Was nun die ostindische Compagnie mit so merkwürdigem Erfolge geschaffen und erworben hatte, wurde in diesem Jahrhundert von der englischen Krone übernommen, und die Königin Victoria von England ward vor einigen Jahren als Kaiserin von Indien proklamiert. Damit hat also England die Herrschaft über 250 Mil-

lionen Menschen und die Verantwortlichkeit für ihr Wohlergehen übernommen. Im Rückblick auf die Geschichte Indiens muß man sich nun fragen: Was wird in Indien unter Englands Zepter geschehen? Daß durch Englands Regierung auch europäische Zivilisation nach Indien gelangt, steht außer Frage; wird aber diese Zivilisation im Laufe der Zeit eine nationale Idee zeitigen, auf Grund welcher eine nationale Regierung die englische ablösen kann? Wird Christi Kreuz unter englischer Vormundschaft in Indien aufgepflanzt und der christliche Glaube die Grundlage der künftigen indischen Nation werden? Oder werden erst die unter neuen Verhältnissen zur Nation gewordenen Völker als Nation das Evangelium annehmen? Wer kann das sagen?

Völker und Sprachen Indiens.

Hinsichtlich der verschiedenen Staaten Indiens ist zu unterscheiden zwischen 1) „englischen Besitzungen," welche von England, respekt. von der indischen Regierung, direkt verwaltet werden; 2) abhängigen Staaten, welche eine beschränkte Selbstregierung unter Aufsicht englischer Beamten besitzen; 3) unabhängigen Staaten, wie Mysore, Hydarabad, Indore, welche aber durch Verträge mit England verbunden sind und unter englischer Vormundschaft stehen.

Abhängige Staaten, von welchen immer mehrere zu einer Agentur verbunden, oder auch einzelnen Distrikten zugeteilt werden, gibt es 334, mit etwa 10 Millionen Einwohnern; unabhängige Staaten 61, mit 47 Millionen Einwohnern. Die größten unter ihnen sind Hydarabad mit 10, Mysore mit 5 Millionen, Nepaul, Jodhpore, Gwalior, Rewa, Baroda, Travaucore mit je 2 Millionen Einwohnern.

In unmittelbarem englischen Besitze sind in Bengalen 519,000 Quadratmeilen mit 136 Millionen Einwohnern, in Madras 138,000 Quadratmeilen mit 31 Millionen Einwohnern und in Bombay 125,000 Quadratmeilen mit 16 Millionen Einwohnern, also in

runder Summe 782,000 Quadratmeilen mit 183 Millionen Einwohnern. Zählt man die Nativestaaten mit 650,000 Quadratmeilen und 57 Millionen Einwohnern dazu, so gibt das ein Areal von 1,462,000 Quadratmeilen und 240 Millionen Einwohnern, das Königreich Burma nicht mit eingerechnet.

Welch ein großes Land und in ihm wie viele Rassen, Sprachen, Völker und Bildungsstufen! Über ganz Indien zerstreut, in allen ausgedehnten Waldbezirken und Hügelländern, wohnen als Stämme dunkelfarbige Ureinwohner, welche zum Teil noch Barbaren genannt werden können.

So die Pulias, Mundarers und Kaders im Süden. Sie haben keine festen Wohnsitze, leben von der Jagd und von Waldfrüchten und huldigen zum Teil noch der Polyandrie, nach welcher Sitte eine Frau mit mehreren Männern in Ehe lebt. An der östlichen Küste Indiens finden wir die Patuas, d. h. die Blattträger. Bis vor kurzem kleideten sich die Frauen dieses Stammes nur mit losen Blättern, während die Männer nackt gingen. Nun verteilte aber die Regierung durch Agenten unentgeltlich Kattunstoffe unter sie, und diese Neuerung verdrängt jetzt nach und nach die alte „Tracht.“ In den Thälern des Himalaja finden sich die Akas, ein sehr rohes, auf tiefster Stufe der Kultur stehendes Volk, und in den Zentralprovinzen, also auf dem Felde unserer Mission, die Gonds, welche als gute Bogenschützen mit ihren Pfeilen den Tiger und Panther auf ziemliche Entfernung töten. Neben ihnen sind noch die Maris bemerkenswert, ein äußerst furchtsames und scheues Völklein. Wenn ein Fremder sich nur blicken läßt, so lassen sie alles im Stich und fliehen davon.

Diese genannten Stämme sind in religiöser Beziehung ebenso tiefstehend als in moralischer und intellektueller Hinsicht. Die meisten treiben Dämonenkultus und verehren Gottheiten, welche sie sich nur als boshaft denken. — Zu den Ureinwohnern, aber etwas höher stehend als die angeführten Stämme, gehören auch die Santals in Bengalen. Ausschluß aus dem Stamme wird bei ihnen als eine genügende Strafe für die größten Vergehen

betrachtet. Die Unsitte der Kinderehe findet sich bei ihnen nicht; sie treiben auch keine Vielweiberei und ehren die Frauen. Ihre Toten verbrennen sie. Aber auch sie kennen keine freundlichen Gottheiten, und die Wald-, Feld-, Berg- und Brunnen-Geister, welchen sie dienen, halten sie für äußerst neckisch und gefährlich. Einen allmächtigen Gott, der in seiner Allmacht sie nicht sogleich mit Haut und Haar verschlingen würde, können sie sich gar nicht vorstellen. Liebe ist ihnen ein unverstandener Begriff.

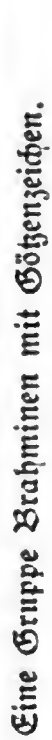
Ähnlich den Santals lebt im Osten Mittelindiens ein Volksstamm, der sich Kandhs, auch Kondhs, d. h. Bergbewohner, nennt. Sie leben, etwa 100,000 Köpfe stark, auf den mit Wald bestandenen Hügelketten Orissas, am bengalischen Meerbusen. Bei ihnen ist der Vater absolutes Familien-Oberhaupt. Die Söhne besitzen kein Eigentum, solange der Vater lebt, sondern sie wohnen bei ihm und arbeiten für ihn. Blutrache, auch Zweikämpfe, sind bei ihnen heimisch. Beschädigt aber einer den andern im Streit, so muß er ihn bis zu seiner Wiederherstellung erhalten. Gestohlenes Gut muß zurückgegeben werden, und wer zweimal beim Diebstahl ertappt wird, muß das Land verlassen. Land darf bei ihnen nur derjenige besitzen, der es mit eigener Hand verteidigen kann; also keine Frau. Die Heiratszeremonie besteht im glücklichen Raube der Braut bei gelegentlichen Festen, jedoch nur nach vorher geschlossener Verlobung. Ihre Hauptgottheit ist der Erdgott, welchem Menschenopfer dargebracht wurden und heimlich wohl bis heute gebracht werden. Zu den Mischlingsstämmen, vermehrt durch kastenlos gewordene Arier, gehören die Chamars in Chattisghar. Unter ihnen finden sich Leute von ganz heller Hautfarbe und edlem Gesichtstypus neben ganz schwarzen Menschen, die ihre Abkunft von Nichtariern nicht verleugnen können. Was nun die Arier anbetrifft, so zerfallen dieselben, wie schon bemerkt, in die drei Kasten der Brahminen, Gshatryas und Vaishyas, denen die Shudra beigeordnet sind. Die Reaktion des Brahmanismus gegen den 900 Jahre lang in Indien herrschenden Buddhismus, welcher von den höheren Kasten angenommen ward, hat aber mit jener Religion nicht ganz aufräumen können. Es leben deshalb mit und unter den brahmanischen

Kastenleuten buddhistische Arier und Jains, wenn auch nicht in sehr großer Anzahl, und ungefähr 50 Millionen Mohammedaner, von welch letzteren später die Rede sein wird.

Einem Besucher Indiens wird in kurzer Zeit eine gewisse Klasse von Menschen auffallen, welche fast durchgängig schlank gebaut sind und einen wohlgeformten Kopf mit edlem Gesichtstypus, feinem Mund, leichtgebogener Nase und hoher Stirn besitzen. Hellfarbiger denn die Ureinwohner, mit stolzem, kaltem Blick, bewegen sie sich gemessen und würdevoll und nehmen mit ebenso gleichgültiger Miene die Ehrenbezeugungen der Menge an, wie sie gleichgültig und ruhig dem Europäer ins Auge schauen. Diese Leute sind Brahminen.

Seit uralter Zeit versehen sie die eigentlichen gottesdienstlichen Handlungen. Obschon sie sich selbst vom königlichen Amt und weltlicher Macht ausschlossen, gelang es ihnen, die geistliche Gewalt um so ausschließlicher sich anzueignen und über die übrigen Kasten eine geistige Suprematie aufzurichten, welche bis auf den heutigen Tag nicht erloschen ist. Von jeher waren sie die Räte der Könige, die Lehrer des Volkes, die Hüter der Überlieferungen und heiligen Bücher, die Gesetzgeber und Religionslehrer. Was Indien an reiner Poesie besitzt, ist Erzeugnis der Brahminen. Die sieben verschiedenen philosophischen Schulen, deren Indien sich rühmt, haben die Brahminen gestiftet, und was an litterarischen Schätzen vorhanden ist, samt einer edlen, ausgebildeten Sprache, ist ihr Werk. In früheren Zeiten waren ihre Kenntnisse in Astronomie und Medizin berühmt.

Viele Stürme sind über die Völker Indiens dahingegangen, ein Eroberer nach dem anderen kam und ging, Königreiche wurden gegründet und verschwanden, Weiber und Sklaven, Einheimische und Fremde haben geherrscht, religiöse Umwälzungen haben stattgefunden, neue Gottheiten wurden eingeführt, alte vergessen, aber durch alle Zeiten hindurch, unbewegt wie vor Jahrtausenden, stehen die Brahminen heute noch da und herrschen, ebenso selbstbewußt, ebenso hochmütig, wie ehedem, nicht als Beamte einer Krone, sondern als ein vom Volke anerkanntes und verehrtes göttliches Geschlecht. — Woher kommt nun diese



Eine Gruppe Brahminen mit Götzenzeichen.

Machtstellung der Brahminen, da die Grundlage ihrer Macht ja doch offenbar ein Mythus ist?

Der Brahmine hat nie nach weltlicher Macht gestrebt, darum ließ man ihm auch seine geistlichen Ansprüche ungeschmälert. — Die Eroberer fanden an den Brahminen keine Kronprätendenten, keine Feinde in Waffen, ja nicht einmal Freunde und Berater ihres eigenen Volkes. Was kümmerte den Brahminen die Politik, oder wie der weltliche Herrscher hieß, oder zu welcher Religion der gehörte, unter dessen Zepter Indiens Völker seufzten? Ob Alexander, Pritvi, Ray oder Akbar, ob Hindu, Muselmann oder Ostindische Compagnie, das war ihnen gleich, sie gleichen ja doch einer dem anderen; und der Brahmine stand dabei und lächelte verächtlich über die Tyrannei und über das elende, geknechtete Volk, erhielt er ja doch zu allen Zeiten ungeschmälert den Tribut göttlicher Verehrung. Ungleich dem Papsttum hat das Brahminentum nie nach weltlicher Herrschaft getrachtet, darum sind seine Hausgenossen seine Freunde geblieben; und weil das Brahminentum nicht nur nahm, was das Volk gut geben konnte und gerne gab, sondern auch gab, was das Volk anstaunte: Sprache, Schrift, Poesie, Philosophie, Gesetze und bequeme Götter, so fand es keine gefährlichen Feinde.

Der Lebensgang eines Brahminen gestaltete sich in folgender Weise:

„Jeder Tag brachte dem Brahminen seine zugemessenen Zeremonien, Studien und Pflichten. Ihr Leben war eingeteilt in vier verschiedene Grade oder Abstufungen. Die erste begann, nicht bei der Geburt, sondern mit dem Tage, an welchem der Brahminenknabe die heilige Schnur der zweimal Geborenen anlegte. Von da an war er bekleidet mit der vollen religiösen Würde des Brahminen.

„Seine Jugend brachte der Knabe mit dem Erlernen der heiligen Schriften der Hindus aus dem Munde eines älteren Brahminen zu. Er reichte das heilige Feuer und diente seinem Lehrer. Nachdem seine Studien vollendet waren, trat er in den zweiten Abschnitt seines Lebens. Er heiratete und verrichtete seine Pflichten als Hausherr und Hausvater eine bestimmte Zeit

lang. Dann zog er sich von seiner Familie zurück und lebte als Einsiedler von Wurzeln und Kräutern, unter Beobachtung strenger religiöser Obliegenheiten. Die vierte Stufe war die eines religiösen Bettlers, der von allen weltlichen Geschäften sich zurückgezogen hatte, danach ringend, solch eine Geistesverfassung sich zu erwerben, welche, unbekümmert um Freud und Leid oder körperliche Notdurft, ganz aufgeht in der Versenkung in die Gottheit. In diesem vierten Stadium seines Lebens aß der Brahmine nur, was ihm ungebeten dargereicht wurde, blieb nie mehr als einen Tag in einem Dorfe, damit die Annehmlichkeiten des Lebens nicht etwa wieder Gewalt über seinen Geist bekämen; bis an sein Ende lebte er mit äußerster Einfachheit, trank keinen Wein und bezähmte seines Fleisches Gelüste. Er zog in keinen Krieg; seine Pflicht war ja zu beten und nicht zu kämpfen. Die Weltanschauung dieser Brahminen charakterisiert einer der Ihrigen mit folgenden Worten: ‚Was ist die Welt? Sie ist wie der Ast eines Baumes, auf dem der Vogel über Nacht ausruht und am Morgen davon fliegt.‘“

Doch hier auf Erden ist alles der Veränderung und dem Wechsel unterworfen, auch das Brahminentum. Die Macht neuer Verhältnisse wird auch für diese alte Institution zum Totengräber werden. Wohl begegnet man noch vielerorts dem Brahminen alten Schlages, der wie seine Vorväter denkt und handelt, lebt und stirbt. Aber ein großer Teil der Brahminen fängt an, von Jahr zu Jahr mehr Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen und nach politischer Macht und nach Einfluß zu streben. Man findet heute die Brahminen in der Armee, in den öffentlichen Ämtern, in den Warenhäusern der Kaufleute und auf den Lehrstühlen der Hochschulen. Sie sind Dorfbesitzer und Semindare (kleine Fürsten) und scheuen nur noch vor einem zurück, vor dem Handwerk. Damit hat nun aber auch ihr Fall begonnen, und er wird sich schneller vollziehen, als man denkt. Ihr geistlicher Einfluß läßt nach, und ihre alte Stellung wird bald unwiderruflich verloren sein, es sei denn, daß das moderne Brahminentum sich auf wissenschaftlichem und administrativem Gebiet das zurückerobert, was es auf religiösem aufgeben muß.

Das Christentum rüttelt am alten Baume des Brahmanismus, aber von der christlichen Zivilisation nimmt der Brahmine neue Mittel zu einer erneuerten Herrschaft über das niedere Volk. Die Brahminen sind eben unbestreitbar die tüchtigste und brauchbarste Menschenklasse unter den Millionen Indiens, und es mag ihnen vorbehalten sein, den Anstoß zu einer nationalen Bewegung der Hindus zu geben, diese zu leiten, die Völker Indiens zu einigen (gerade wie sie dieselben Jahrtausende hindurch entzweit haben) und Indien von fremder Herrschaft zu befreien.

Die Gshatryas oder die Kriegerkaste, die sich nur in spärlichen Resten rein erhalten hat, besonders unter den kriegerischen Marhatten, und namentlich die Vaishyas, die Handelskaste, sind in unzählige Unterkasten zersplittert. Fast jedes Handwerk bildet eine besondere Kaste. Außer in geschäftlicher Beziehung besteht zwischen den verschiedenen Kasten keinerlei Verkehr. Das Essen und Trinken mit Angehörigen anderer Kasten zieht Verlust der Kaste nach sich. Das gesamte öffentliche und private Leben ist durch Kastengesetze bis ins einzelnste hinein geregelt. Übertretungen mancher Gebote können gesühnt werden durch Speisung der Kastenangehörigen und Geschenke an die Brahminen; andere hingegen sind nicht sühnbar und haben Ausschluß aus der Kaste zur Folge. Da das Anrühren eines toten Tieres oder eines für unrein erklärten Dinges zu den letzteren Vergehen gehört, so werden bis auf den heutigen Tag die einst geknechteten Ureinwohner zu solchen Geschäften verwendet, welche die Hindus unrein machen würden. Sie sind Auskehrer, Köche, Schuhmacher, Jäger, Sattler u. s. w. Daß die Kastenregeln konsequent nicht durchführbar sind, liegt in der Natur der Sache. So ist Leder unrein, also sind Schuhmacher, Sattler und Gerber auch unrein, aber ein verfertigter Schuh ist nicht unrein, und auf einem ledernen Sattel sitzen verunreinigt nicht. Ein Hindu darf einen Shudra nicht anrühren, aber als Soldaten stehen sie Schulter an Schulter und essen im Felde auch wohl miteinander, ohne daß dieses auf ihre Kaste nachteiligen Einfluß ausüben würde. Wasser aus der Hand eines fremden Kastenangehörigen annehmen zieht Verlust der Kaste nach sich, doch Medizin nehmen sie alle aus der Hand der

NB

Ärzte. In den Hospitälern wird die Medizin ihnen freilich in den geöffneten Mund geschüttet, damit die heiligen Lippen am unreinen Gefäße sich nicht verunreinigen.

So reich Indien an Rassen, Völkern und Stämmen ist, so reich ist es auch an Sprachen. Diese haben gegenseitig einander mehr beeinflußt und verändert, als es die verschiedenen Stämme und Kasten gethan. Sprachregeln sind eben keine Kastengesetze, und eine Vermählung und Verschmelzung zweier oder mehrerer Sprachen in eine macht diese nicht moralisch tot, wie dies bei einer Heirat zwischen zwei, verschiedenen Kasten angehörenden Personen der Fall ist. Vielmehr sehen wir, daß gerade in solchen Verjüngungen die Ursprachen, anstatt zu sterben, fortleben. Sanskrit, die uralte Sprache der arischen Hindus, ist nun schon längst eine Sprache, welche vom Volk nicht mehr geredet wird. Sie wird aber immerhin noch gelehrt und erlernt, weil die heiligen Schriften der Hindus in dieser Sprache abgefaßt sind, und weil sie zu den gottesdienstlichen Handlungen der Brahminen in etwa demselben Verhältnis steht, wie die lateinische Sprache zum römisch-katholischen Gottesdienst. Dabei ist heute noch eine Grammatik des Sanskrit im Gebrauch, welche 350 Jahre vor Christo verfaßt worden ist. Die arabische und die persische Sprache, welche vor langer Zeit durch persische und mohammedanische Eroberer nach Indien gelangten, haben, mit dem Sanskrit sich vermählend, neuere Sprachen hervorgebracht. Hindi, welches dem Sanskrit sehr nahe steht (in Bezug auf Aussprache und Wortschatz), ist in Indien die verbreitetste Sprache geworden und wird von etwa 80 bis 100 Millionen Menschen gesprochen. In Bezug auf die Anzahl der Redenden nimmt das Hindi unter den Sprachen der Welt den zweiten Rang ein: 1) Chinesisch; 2) Hindi; 3) Englisch. An sich ist die Hindisprache arm, aber sie besitzt an ihrer Mutter, dem Sanskrit, einen unerschöpflichen Schatz, aus welchem sie Benennungen und Formen schöpfen kann. Das Urdu, welches mehr arabischen und persischen Ursprungs ist, ist fast ebenso verbreitet wie das Hindi. Es hat diese Sprache mit dem Hindi die Grammatik gemein, zieht aber neue Benennungen und Formen aus dem Arabischen und Persischen. Außer

diesen durch ganz Indien gesprochenen Sprachen finden wir in Bengalen das Bengali, im Punjab das Jatak, im Nordwesten das Sindhi und Gujerati. Im Westen Mittelindiens wird Marhasthi gesprochen. Teluga, Kanaresisch, Maalayalim, Tamil, Singalesisch herrschen im Süden Indiens und auf Ceylon, während im Osten Mittelindiens in den Zentral-Provinzen neben Hindi, Urdu und Marhasthi die Uriyasprache gesprochen wird.

In diesem Völker-, Kasten- und Sprachengemisch geht nun alles, das einzelne Individuum wie die einzelne Kaste, den eigenen Weg. Während in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika die vielen verschiedenen Nationalitäten von der jungen, lebensfähigen amerikanischen Nation aufgesogen werden, wie das Meer die vielen Flüsse und Ströme und Bäche aufnimmt und durchsalzt, gehen in Indien die verschiedenen Nationalitäten, Rassen und Kasten aneinander vorüber, ohne sich zu berühren, ohne sich zu vermischen. Die Hindus verschiedener Kasten stehen einander so fremd gegenüber, als ob sie total verschiedenen Rassen angehörten. Und doch sind die Hindus nur ein Volk, eine Nation. Alle die verschiedenen Kasten mit ihrer im großen und ganzen uniformen Lebensweise in Bezug auf Essen und Trinken, auf Kleidung und Wohnung, mit ihren allen gemeinsamen Tugenden und Untugenden bedürfen nur eines gemeinsamen Erziehers und einer für alle passenden und alle versöhnenden Religion, um sich selbst zu finden und als Nation ihren Platz in der großen Völkerfamilie der Erde auszufüllen. Zum Erzieher hat der Herr England bestimmt, und eine die alten Fesseln sprengende Religion bringt ihnen die christliche Mission. Es mag nun für manchen interessant sein zu erfahren:

Wie England Indien regiert.

Indien, als Kaiserreich, steht zu England in demselben Verhältnisse, wie die sogenannten unabhängigen Königreiche in Indien zur indischen Regierung stehen, d. h. die innern Angelegenheiten des Kaiserreiches werden von der indischen Regierung, die ihren Sitz in Calcutta hat, selbständig geleitet, freilich unter scharfer

Kontrolle und unter mächtigem politischen Drucke von seiten des englischen Parlaments, resp. des in London residierenden Staatssekretärs für Indien und seines Rates. Diese oberste Behörde für Indien in England ernennt die leitenden Beamten für die verschiedenen Departements der indischen Zivil- und Militär-Administration, stellt die Saläre und Pensionen fest, überwacht den Eisenbahnbau, den Ankauf und die Lieferung von Material für die gesamte indische Verwaltung in allen ihren Zweigen und ist zugleich die letzte und höchste Instanz in Appellationssachen.

In Indien selbst regiert im Namen der Kaiserin Victoria der Vizekönig, dem auch ein Rat zur Seite steht. Unter ihm stehen die zwölf britischen Provinzen Indiens (nebst Burmah): Madras, Bombay, Bengalen, Punjab, Ajmere, die Nordwest-Provinzen, Oudh, die Zentral-Provinzen, Assam, Berar und Coorg. Diese Provinzen, von welchen die vier ersteren nebst den Nordwest-Provinzen in Bezug auf die Zivil-Administration fast ganz unabhängig sind, sind wieder in einzelne Distrikte geteilt. An der Spitze eines Distrikts steht der deputy commissioner oder deputy collector, welcher der gesamten Administration des Distrikts vorsteht. Jeder Distrikt enthält wieder eine Anzahl Kreise, Tasil genannt, denen Nativebeamte unter dem Namen Tasildar oder Mamlukdar vorstehen. Zwei oder mehrere Distrikte bilden eine Division unter einem commissioner oder collector. Das Verwaltungssystem des indischen Staatshaushaltes ist ein eigentümliches, mit englischer Pedanterie in allen seinen Teilen geordnetes Ganze. Zwei große Zweige, der sogenannte covenanted und der uncovenanted civil service, teilen sich in die Arbeitslast. Zum ersteren gehören diejenigen Beamten, welche, von England kommend, dort ein Examen für den indischen Staatsdienst bestanden haben, und denen darum besondere Privilegien und Rechte, höhere Besoldung und Pension verwilligt werden. Früher rekrutierten sich die Beamten des uncovenanted service fast ausschließlich aus Eingebornen und Abkömmlingen europäischer Beamten, den sogenannten half-castes. Sie waren zum größten Teil Schreiber in den Sekretariaten der verschiedenen Administrationsstellen. Jetzt findet man aber im Erziehungs-

departement, im Post-, Telegraphen-, Forst- und Eisenbahnwesen meistens nur Angestellte des uncovenanted Zivildienstes. Für die gleiche Arbeitslast und Verantwortlichkeit erhalten sie jedoch nur einen Teil des Gehaltes und der Pension, welche vom andern Teile als verbrieftes Recht bezogen werden. Für die höheren Beamten gilt die Regel, daß sie mit den untergeordneten keine intimen Beziehungen pflegen sollen. Dies gilt auch für alle Beamten dem Volke gegenüber. Die öffentlichen Geschäfte werden mit peinlicher Genauigkeit und Umsicht gehandhabt, freilich auch in endlos schleppender und zeitraubender Weise. Zwei Beispiele mögen dies illustrieren. Das indische council in London, die höchste Verwaltungsstelle, ist in verschiedene Komiteen abgeteilt, welche den einzelnen Verwaltungszweigen in Indien entsprechen. Wenn nun ein Bericht von Indien anlangt, so geht derselbe, entsprechend seinem Inhalt, an das bestimmte Komitee. Der Vorsitzer desselben verfaßt die Depesche, welche als Antwort nach Indien gesandt werden soll, und unterbreitet dieselbe durch den Unterstaatssekretär dem Staatssekretär für Indien. Ist dieser mit dem Inhalt und mit der Form der Depesche einverstanden, so wird sie dem Komitee vorgelegt. Dieses bespricht die Sache, verändert den Wortlaut und amendiert nach Gutdünken und sendet durch den gleichen Weg das Schriftstück an den Staatssekretär zurück. Stimmt dieser mit der Ansicht des Komitees nicht überein, so wird die Depesche zur Wiedererwägung zurückgegeben, nimmt er sie aber in ihrer Fassung an, so kommt sie nun vor die Gesamtbehörde, wird dort beraten und entweder an das Komitee zur nochmaligen Besprechung der Sache zurückgesandt, oder dem Staatssekretär zur Genehmigung übergeben, von wo dann endlich die Antwort auf eine oft geringfügige Anfrage nach Indien abgeht. Man ist in englischen Kreisen der Ansicht, daß eine oftmalige und vielseitige Erwägung einer Sache von seiten recht vieler Personen das bestmögliche Ergebnis zur Folge haben müsse. Nicht minder schleppend ist der Geschäftsgang in Indien. Unsere Mission wollte in Raipur ein etwa einen Acker umfassendes Stück Land, das an den Missions-Komplex grenzt und der Regierung gehörte, kaufen. Die Sache wurde vor den deputy

commissioner in Raipur gebracht, welcher nach Einholung verschiedener Gutachten den Verkauf des Landes beim chief commissioner der Zentral-Provinzen empfahl. Dieser entschied nun, daß der Käufer eine Petition einzureichen und dieselbe mit 15 Rs. zu begleiten habe, damit die Kosten für die Veröffentlichung dieser Angelegenheit durch die Regierungszeitung bestritten würden. Die Petition samt den 15 Rs. wurden eingesandt, aber erst vier Monate nach deren Einreichung wurde dem Missionar durch die Hand der Behörden in Raipur bedeutet, daß er nun 9 Rs. 14 Anas zu bezahlen habe, damit ein Tag für die öffentliche Versteigerung des betreffenden Landes bestimmt werden könne. Auch dieses Geld wurde eingezahlt, aber erst nach geraumer Zeit wurde dem Missionar eine Zeitung zugesandt, in welcher die Bekanntmachung stand, daß das in Frage kommende Stück Land am 15. Dezember 1887 in der Office des deputy commissioner in Raipur an den Meistbietenden zur Versteigerung kommen werde. Am genannten Tage aber war der deputy commissioner unwohl geworden und hatte nun entschieden, daß der Verkauf erst am 10. Januar 1888 stattfinden könne, und daß für eine nochmalige Veröffentlichung der Petent wieder 5 Rs. als Inseratsgebühr zu zahlen habe. Endlich kam der 10. Januar heran, aber der Missionar erfuhr auf der Office, daß der deputy commissioner auf Reisen sei. Ein junger, eben erst von England gekommener Herr vertrat seine Stelle, wußte jedoch nichts von dem ganzen Handel. Der Hauptclerk des Gerichtes konnte glücklicherweise Aufschluß erteilen und dem assistant deputy commissioner die bezüglichen Schriftstücke vorlegen. Da die anberaumte Zeit für die Versteigerung mittlerweile wieder verflossen war, aber kein Käufer sich gemeldet hatte, so schritt der Beamte pro forma nachträglich zur Versteigerung. Er setzte den Preis des Landes auf 10 Rs. fest, um welche Summe der Missionar schließlich das Land erstand. Es hatte aber diese ganze Geschäftstransaktion beinahe ein Jahr Zeit genommen. Wenigstens 15 Beamte hatten sich damit beschäftigt und zwei Zeitungen hatten darüber geschrieben, bis endlich mit einem Kostenaufwand von 30 Rs. (Papier und Porto nicht eingerechnet) ein Stück Land im Werte von 10 Rs. an den Mann gebracht worden war.

Dem "covenanted" Staatsdienst ist das Zoll- und das Gerichtswesen zugewiesen. Das erstere begreift die Erhebung der Steuern und Zölle, die Kontrolle über Bewässerung, Kanäle, öffentliche Bauten, Straßen, Brücken u. dgl. in sich. Das Haupt dieses Departements, der collector oder commissioner einer Division, repräsentiert die Regierung in allen Fällen. Oft ist ihm, wie in den Zentral-Provinzen, auch das Gerichtswesen unterstellt, und er entscheidet in Kriminalfällen über Leben und Tod. In den Hauptstädten der Präsidentschaften, Calcutta, Madras, Bombay, sowie in Lahore und Allahabad sind high courts *) etabliert, welche Appellationsgerichte für die untergeordneten Distriktsgerichte sind. Sie beeinflussen die Handhabung des Rechts über ganz Indien und besitzen allein die Befugnis, englisch-europäische Unterthanen in Kriminalfällen zu richten. Da die Handhabung des Rechtes die Auslagen dieses Departements decken soll, sind leider die Gerichtskosten so hoch, daß mancher, der eine gerichtliche Entscheidung in einer Sache wünscht, in Ansehung der Kosten davon Abstand nehmen muß. In Kriminalfällen hat das Selbstbekenntnis des Angeklagten keinen Wert. So habe ich eine Frau freisprechen sehen, welche sich ohne alle Aufregung schuldig bekannte, eine ganze Tischgesellschaft vergiftet zu haben. Drei Personen waren gestorben. Obschon sie bis ins einzelnste hinein genau erzählte, warum und wie sie das Verbrechen begangen hatte, wurde sie doch in Freiheit gesetzt, weil die Beweise dafür nicht aufzubringen waren, daß *sie* und nicht eine andere Person das Gift ins Essen gethan hatte.

Die sogenannten *Nativestaaten* werden von ihren eigenen Fürsten unter Aufsicht eines englischen Residenten regiert. Diesen Staaten ist aber nicht erlaubt, sich gegenseitig zu befehden, und die indische Regierung hat sich das Recht vorbehalten, die Armeen der indischen Fürsten mit Offizieren zu versehen, im Falle einer Mißregierung den betreffenden Fürsten abzusetzen und das Land bis zur Wiederbesetzung des Thrones zu verwalten. Der letztere Fall tritt auch dann ein, wenn der Thronerbe minderjährig ist. Die indische Regierung verpflichtet sich, für

*) Obergerichte.

eine gute Verwaltung seines Erbes zu sorgen. Es kann also nicht mehr vorkommen, daß ein indischer Fürst seine Unterthanen in größerem Maßstabe bedrückt, den Schatz vergeudet und sein Volk aussaugt. Auch dem ist vorgebeugt, daß ein minderjähriger Fürst von einer Partei oder von einem Kronliebhaber auf die Seite geschoben und um sein Erbe gebracht wird, es sei denn England selbst der Kronliebhaber. Da gilt denn freilich das Recht des Stärkeren, wie in dem Falle des Dhulip Sing, eines minderjährigen Fürsten des Punjab. Hier hilft dann auch kein Protestieren.

Indien kann im ganzen mit Englands Regierung mehr als zufrieden sein. Es ist eine große Frage, ob irgend eine Macht an Englands Stelle so viel für Indien gethan haben würde. Die Durchführung mancher heilsamen Gesetze bezüglich Menschenopfer, Kindesmord, Witwenverbrennung, wie auch die Regulierung des Landbesitzes und des Erbschaftswesens gereichen der englischen Regierung zur Ehre. Durch Festsetzung einer Maximalhöhe des Pachtzinses hat sie Millionen von Bauern zu einem wenn auch knappen, so doch menschenwürdigen Dasein verholfen. Wenn in früheren Zeiten ein Bauer sich in einem Dorfe niederließ und ein Jahr lang Land vom Dorfbesitzer pachtete, so durfte er das Land nicht mehr verlassen; er war an die Scholle gebunden und ein Leibeigener des Malguzars, d. h. Dorfbesitzers, geworden. Desgleichen in den Nativestaaten, wo der Landesherr an Stelle einer Grundsteuer eine Kopfsteuer erhob, war den Bewohnern das Verlassen des Staates untersagt. Diese Gesetze sind abgeschafft, Freizügigkeit ist hergestellt und alle Leibeigenschaft aufgehoben. Dagegen hat die indische Regierung die entwürdigende Sitte der Hindus, die „Kinderheirat,“ noch nicht aufzuheben versucht, vielmehr hat das englische Gericht sich in letzter Zeit geradezu zum Anwalt dieses Greuels aufgestellt und, wie im Fall Rukmabai in Bombay, die Ausführung und Durchführung der Kastengesetze in Bezug auf Kinderheirat in die Hand genommen. In diesem angeführten Falle hat das englische Gericht sogar mit Gewalt das erzwungen, was die Kastengesetze nicht einmal erzwingen wollen. Rukmabai wurde als Kind mit

einem Knaben verheiratet. Aus dem Mädchen wurde im Laufe der Zeit eine gebildete und bekannte Schriftstellerin, aus dem Knaben ein Taglöhner. Nun wollte die hochgebildete Dame, welche auch Erbin eines beträchtlichen Vermögens geworden war, den allerdings geistig und körperlich schäbigen Kuli nicht zum Mann haben, und als die Zeit herbeikam, in der er seine ihm als Kind angetraute Frau zu sich nehmen wollte, weigerte sie sich, ihm zu folgen. Das Gericht aber entschied gegen sie und verhängte im Weigerungsfalle Gefängnisstrafe gegen Rukmabai. Das ist nun aber mehr, als die Kastengesetze verordnen. Wenn eine als Kind angetraute Frau vor Vollzug der Ehe nicht zu ihrem Manne gehen will, so kann niemand sie dazu rechtlich zwingen. Nun aber hat England seine Hilfe angeboten und seine Gefängnisse für arme, verratene und verkaufte Mädchen geöffnet! Glücklicherweise hat Rukmabai sich loskaufen können. Ihr Mann hat versprochen, für eine gewisse Summe Geldes seine Ansprüche auf sie nicht geltend machen zu wollen. Er kann ja andere Weiber nehmen, Rukmabai aber darf sich nicht wieder verheiraten. Es ist sonderbar, daß man hier Kinder von fünf Jahren und darunter verheiraten und lebenslänglich gesetzlich binden kann, während es bei hoher Strafe verboten ist, junge Leute unter 18 Jahren zu taufen. —

Die Dienste, welche England Indien damit leistet, daß es dasselbe verwaltet und bevormundet, sind nun freilich keine Samariterdienste. Wo England säet, da will es auch ernten. Indien zahlt freilich keinen Tribut an England, alle Einkünfte des Staates werden ohne Abzug, voll und ganz zum Besten Indiens verwendet. Der praktische Vorteil, welchen England von Indien zieht, liegt erstens im Handel. Unter englischer Verwaltung ist und bleibt Indien ein unbestrittenes Absatzgebiet für Englands Manufakturwaren. Ja, nicht einmal Indiens Industrie soll in Indien mit England in Konkurrenz treten. Darum erschwert England nach Kräften das Emporkommen der Baumwollwarenfabrikation in Indien, und die Eisenindustrie ist durch englischen Einfluß ganz lahmgelegt. Indien, obschon sehr reich an Eisen, ist doch in Bezug auf Eisenwaren ganz abhängig von England.

Auf indischem Eisenerz liegen die englischen Eisenbahnschienen und Stahlschwellen, und auf diesen rollen die englischen Eisenbahnwagen und Maschinen. In dieser Hinsicht kann in Indien selbst dem englischen Handel keine Konkurrenz entstehen, denn wie in den mohammedanischen Ländern, gilt auch in Indien der Grundsatz, daß alles, was in der Erde verborgen liegt, Eigentum der Regierung ist. Es hat demnach niemand das Recht, auf dem eigenen Grund und Boden nach Metallen oder kostbaren Steinen zu graben; ja, es ist sogar gefährlich, auch nur einen gewöhnlichen Steinbruch auf dem eigenen Lande zu eröffnen, weil die Regierung zu ihren Bauten die Steine nimmt, wo sie dieselben findet, samt dem Lande, auf dem sie liegen, ohne irgendwelche Entschädigung an den Besitzer. Es ist darum der Regierung ein Leichtes, den Bergbau und jede Industrie, welche damit zusammenhängt, nach ihrem Sinne zu leiten. So weit es in ihrem Interesse liegt, treibt die Regierung selbst Bergbau und gibt Konzession an private Gesellschaften. Sobald aber ein Privatunternehmen die Interessen Englands schädigen könnte, wird die Konzession nicht erteilt oder sie wird zurückgezogen.

Der Handel ist es aber nicht allein, der Indien für England wertvoll macht. Ist Indien auch kein Kanal, in welchen ein Überschuß der englischen Bevölkerung hineingeleitet werden könnte, denn das Klima ist todbringend für europäische Handwerker und Bauern, so ist Indien doch eine bequeme Versorgungsanstalt für viele englische Beamten und eine Garnison für eine große englische Armee, welche England selbst nicht braucht, die aber von Indien erhalten wird und gegebenen Falls kampfbereit für Englands Interessen eintritt. Thatsächlich unterhält Indien eine englische Armee von 60,000 Mann mit 4,400 Offizieren und zahlt für jeden Mann nicht nur die Transportkosten, sondern auch für jeden Posten in Bezug auf Rekrutierung, Montierung, Bewaffnung, Löhnung und Pension. Dabei hat Indien 122,000 Mann eigene Truppen mit 4,200 Offizieren, von welch letzteren wieder 1,500 Engländer sind. Die Unterhaltung dieser gesamten Heeresmacht kostet also England nichts. Natürlich ist England, wenn es sich Indien erhalten will, gezwungen, Militär hinzu-

senden, aber Indien bezahlt dafür die Kosten, und wenn, wie im letzten birmesischen Kriege, indische Truppen für England ein neues Königreich erobern, so zahlt auch da wieder die Kriegskosten—Indien. Die gesamte Zivil- und Militäradministration Indiens kostet England keinen Schilling, und der Profit im Handel ist daher ein Nettoprofit.

Da ferner die Staatskirche Englands mit dem Staate innig verwachsen ist, so ist es nicht zu verwundern, daß auch in kirchlicher Hinsicht Indien der englischen Staatskirche tributpflichtig gemacht worden ist. Die englische Staatskirche in Indien bezieht ihre Einkünfte aus dem indischen Staatsschatz. Auf Kosten Indiens unterhält England in Indien vier Bischöfe, drei Archidiakonen, 180 Kapläne und eine Menge im geistlichen Departement angestellte Beamten. Da nun die Besoldung eines Bischofs £5000, also $25,000 per Jahr beträgt und das Salär eines Kaplans 500 Rs. monatlich, wozu dann nach einer Reihe von Dienstjahren eine lebenslängliche Pension von der Hälfte oder zwei Dritteln des vollen Gehaltes kommt, so ist es begreiflich, daß in Bezug auf diese Anordnung viel Unzufriedenheit unter den Eingeborenen sich bemerkbar macht. Die Regierung macht zwar den Grundsatz geltend, daß Indien für die religiösen Bedürfnisse der englischen Beamten, welche ihre Kraft und Zeit den Geschäften des Landes widmen, aufkommen müsse. Das Volk aber ist der Ansicht, daß Beamte, denen Indien so hohe Saläre zahle (zehn Prozent der Beamten ziehen jährlich $15,000), keine besondere Hilfe für ihre religiösen Bedürfnisse von Heiden und Mohammedanern fordern sollten.

Doch der Preis, den Indien für die englische Administration zahlt, ist nicht zu hoch für das, was es von England empfängt. Jahrtausende lang ist Indien von fremden Eroberern und einheimischen Tyrannen beherrscht und ausgesogen worden, ohne daß das Volk etwas Preiswürdiges von ihnen erhalten hätte. Mit Englands Herrschaft ist über Indien eine neue und bessere Zeit angebrochen, und der Tribut, welchen es zahlen muß, ist, gegenüber den mannigfaltigen Gütern, welche England nach Indien bringt, kaum erwähnenswert.

Man darf sagen: Indien besitzt heute eine gute Administration, und ganz Indien ist durch sie ein in allen Teilen geordnetes Ganze geworden. Das Erziehungswesen floriert, Recht und Gerechtigkeit wird gehandhabt, eine tüchtige Polizei sorgt für die öffentliche Sicherheit, und unmoralische und unmenschliche Sitten sind zum großen Teil abgeschafft. Das Forstwesen befindet sich in geordnetem Zustande und dem Ackerbau widmet die Regierung eingehende Sorgfalt. Hinsichtlich sanitärer Verbesserungen kämpft die Regierung einen erfolgreichen Kampf gegen den landläufigen Schlendrian der Hindus. So werden Brunnen gegraben und die Stadtverwaltungen zur Reinhaltung der Städte gezwungen. Hospitäler und Apotheken sind vorhanden und der Impfzwang ist eingeführt, wenn auch in diesem Stück eine Durchführung der Verordnungen nur beim Militär möglich ist, da die Landleute bei Ankunft des Arztes nur zu oft die Flucht ergreifen. Hier sei auch erwähnt, daß sich die Verkehrswege in vorzüglichem Zustande befinden, und daß zur Hebung der Gewerbe durch Gewerbeschulen viel gethan wird. Was aber mehr als dies alles ins Gewicht fällt, ist, daß mit westlicher Zivilisation auch das Evangelium seinen Einzug in Indien hält und seine völkererlösende Kraft und beglückende Macht auch dort offenbart. Freilich ist die Mission als solche kein Lieblingskind der indischen Regierung. Ist doch das Evangelium die Macht, welche Völker vereint und befreit. Es liegt aber nicht in Englands politischen Plänen, sein Mündel Indien so schnell als möglich selbständig werden zu lassen, oder gar die immer zielbewußter sich vordrängende nationale Bewegung der Hindus zu kräftigen.

Jahrhunderte hindurch hat die Idee einer nationalen Zusammengehörigkeit in den Hindus geschlafen. Vorhanden war sie freilich schon im frühesten Altertum; davon zeugt die religiöse Sage, daß die Brahminen aus dem Haupte des Weltschöpfers, die Kshatryas aus seiner Brust und seinen Armen, die Vaishyas aus den Lenden und die Shudras aus seinen Füßen hervorgegangen seien. Damit wird eben nicht nur der Ursprung sämtlicher Kasten aus ein und derselben Quelle gelehrt, sondern auch das, daß sie zusammengehören wie Kopf und Brust, Arme, Lenden

und Füße, kurz, daß sie einen Organismus darstellen, in welchem die Brahminen für alle denken, die Gshatryas für alle kämpfen, die Vaishyas für alle Geschäfte treiben und die Shudras für alle dienen sollen. Daß Völker lange schlafen können, davon zeugt die deutsche und die italienische Geschichte. Wenn aber einmal alle Bedingungen zum Selbständigwerden einer Nation vorhanden sind, so kommt das Erwachen oft sehr schnell. Wohl weiß England, daß das Christentum die Grundlage ist, auf welcher Indiens Völker—so lange unter sich uneins und getrennt—sich wiederfinden, und darum gebührt ihm Dank, daß es nicht in die Fußstapfen der Ostindischen Compagnie getreten ist, welche den Aufenthalt der Missionare nicht gerne sah und ihn oft verbot.

Leider erschwert der Mangel an jeglicher Bildung beim Volke das Werk der Verkündigung des Evangeliums in fühlbarer Weise. So viel auch die Regierung für Universitäten, deren es vier in Indien gibt, für Hochschulen, Gymnasien und Colleges thut,— eine allgemeine Volksbildung befürwortet sie doch nur sehr lau. Nur in den größeren Dörfern finden sich Schulen, doch diese werden wenig benutzt. Für Missionsschulen bietet darum Indien ein ausgedehntes und auch dankbares Arbeitsfeld.

Da der Hindu in seinem Charakter eitel, ehr- und titelsüchtig ist und Schmeicheleien gern hört, so benutzt die Regierung diese Schwächen zur Befestigung ihrer Herrschaft in ausgedehnter Weise und macht sich unter den einflußreichen Hindus dadurch viele Freunde, daß sie in öffentlichen Durbars (Empfängen), welche die alle Jahre ihre Provinzen bereisenden Beamten abhalten, Titel und Ehrenkleider austeilen oder auch nur den Namen dieses oder jenes hervorragenden Mannes öffentlich nennen und sein Verhalten rühmen läßt. Wenn in der kühlen Zeit (von Dezember bis Februar) der Vizekönig von Indien, die Gouverneure der Präsidentschaften, die chief commissioners der Provinzen, die collectors der Divisionen, kurz alle Beamten, ihre resp. Länder bereisen, so werden in den größeren Städten Durbars abgehalten. Da strömen die verschiedenen Rajas und Semindare (Fürsten) sowie die ganze offizielle Welt zusammen, um vom Oberhaupt in öffentlichem Empfange begrüßt zu werden und in seiner Per-

son der Maharani Victoria (Großkönigin Victoria) ihre Huldigungen darzubringen. In prächtige, gold- und silbergewirkte und mit Edelsteinen geschmückte Gewänder gekleidet und Kronen auf den Häuptern tragend, erscheinen lange vor der anberaumten Zeit die Rajas. Mit größtmöglichem Pompe umgeben, auf Elefanten reitend und gefolgt von Trommlern, Pfeifern, Trompetern und einer Schar regellos durcheinander laufender Unterthanen, halten sie ihren Aufzug vor dem zum Durbar hergerichteten Gebäude, wo sie dann ihrem Range entsprechend ihre Plätze angewiesen erhalten. Weil der die Königin repräsentierende Beamte sowie alle Europäer unbedeckten Hauptes erscheinen, während die Hindus ihre Turbane und die Rajas ihre Kronen auf dem Kopfe behalten, so haben diese dafür die Schuhe auszuziehen und in bloßen Füßen oder in Socken die Zeremonie durchzumachen. Unter den Klängen des "God save the queen" hält der Beamte seinen Einzug in den Saal, um auf einem thronartigen Sessel, umgeben von Zivil- und Militärbeamten, Platz zu nehmen. Nach einer Rede an die Versammlung werden ihm dann die einzelnen Würdenträger vorgestellt und zwar der Rangordnung nach. Dem einen geht er bis an das Ende des Teppichs entgegen, den zweiten empfängt er in der Mitte desselben, den dritten sitzend, je nach der Würde des Betreffenden, und redet mit ihnen einige Worte. Die Menge aber der sich Vorstellenden zieht, während der Zeremonienmeister die Namen nennt, lautlos mit einer Verbeugung an dem Beamten vorüber. Nachdem pan supari (in eßbare Blätter eingewickelte Frucht, mit etwas Harz und Kalk vermischt) ausgeteilt und die Versammelten mit wohlriechendem Wasser besprengt worden sind, kommt der große Augenblick, wo diejenigen, welche mit Titeln, Orden oder Ehrenkleidern bedacht werden sollen, hervortreten. Alsdann werden ihre wirklichen oder vermeintlichen Dienste, welche sie dem Lande geleistet, ihre Ehrenwürdigkeit, ihr gutes Betragen und was sonst etwa lobenswert ist, der Versammlung in gehöriger Weise bekannt gemacht. Bald ist aber auch diese Sache vorüber. Unter den Klängen der Musik zieht der präsidierende Beamte ab, ihm nach die Fürsten und Großen und alles Volk,

die meisten mit großen Blumenkränzen um den Hals. Das Volk hat ein Schauspiel gesehen, die Machtentfaltung der fernen Maharani Victoria. Die Vorgestellten sind zufrieden, weil sie dem Vertreter der Kaiserin• haben die Hand geben dürfen und von ihm eines huldvollen Blickes gewürdigt worden sind. Diejenigen aber, die öffentlich belobt oder gar ausgezeichnet worden sind, wissen vor Glück sich kaum zu fassen und sind hinfort die treusten Freunde Englands. Die Rajas mit ihren Kronen auf den Köpfen stolzieren noch lange, von ihren Bewunderern begleitet, auf den Gassen umher; die Regierung hat erreicht, was sie erreichen wollte: sie hat ihre Macht und Güte gezeigt und einen erhöhten moralischen Einfluß aufs Volk gewonnen. Aber auch die Europäer, welche das Glück hatten, einem solchen Durbar beizuwohnen, sind befriedigt. Es ist ein glänzendes, farbenprächtiges Bild, das sie geschaut, und das sie zeitlebens nicht mehr vergessen werden.

Das Christentum als missionierende Macht in Indien.

Als noch die Ostindische Compagnie in Indien regierte, galt der Grundsatz, daß jeder Engländer, der als Beamter oder Soldat nach Indien versetzt ward, am Kap der guten Hoffnung seine Religion zurückzulassen habe. Privatpersonen aber wurde die Niederlassung in Indien aus Furcht vor Konkurrenz förmlich untersagt, und selbst Missionare wurden nicht geduldet, weshalb Missionar Cary zu Anfang dieses Jahrhunderts den Befehl bekam, sein Predigen einzustellen, was zur Folge hatte, daß er sich auf die dänische Besitzung Serampur bei Calcutta zurückzuziehen genötigt sah. — Daß die englischen Staatsmänner nach Übernahme der Regierung von seiten der Ostindischen Compagnie ein solches Verbot, angesichts der zahlreichen Christen und Missionsfreunde in England, nicht aufrecht erhalten konnten, versteht sich von selbst, und so wurde dasselbe in Indien zurückgezogen.

Auch die Missionare bekamen dadurch „freies Feld.“ Von diesem Zeitpunkte an begann die Entfaltung einer geregelten Missionsthätigkeit (an manchen Orten Indiens war die Mission vorher schon geduldet), und englische, amerikanische, deutsche und schwedische Missionsgesellschaften, römischen und evangelischen Bekenntnisses, arbeiten seitdem ungestört. Die Religionsgeschichte Indiens gleicht der politischen insofern, als von altersher verschiedene religiöse Strömungen von außen her in Indien um die Oberherrschaft kämpften; aber ungleich der politischen Geschichte weist die religiöse keine ausländische Religion auf, welcher es gelungen wäre, sich das Land zu erobern und den Brahmanismus zu überwinden. Weder dem schon sehr früh eingedrungenen Parsismus, noch dem Hellenismus, noch der Religion Mohammeds ist es gelungen, Bresche zu legen in die Hauptfestung des religiösen Lebens Indiens: in das Kastenwesen. Zwar gab es eine Zeit, in welcher der Buddhismus über den Brahmanismus triumphierte und in Indien die verbreitetste Religion war, aber eine vollständige Reaktion hat hernach den letzteren nur um so fester gegründet, ja das Kastenwesen ist eigentlich erst seit jener Zeit das geworden, was es heute ist. Gerade jener Kampf und das zeitweise Unterliegen des Brahmanismus zeigt aber, daß dieser nicht unüberwindlich ist. Und wenn auch später weder Mekka noch Rom nennenswerte Erfolge über den Brahmanismus errungen haben (ihre Erfolge liegen auf dem Gebiete der Aboriginer, der Urbevölkerung), so ist das noch kein Beweis, daß auch das evangelische Christentum werde beschämt abziehen müssen.

Über die Missionsbestrebungen der evangelischen Gesellschaften mögen wohl allein diejenigen in abschätzender Weise reden, welche weder die Macht und Gewalt der Wahrheit des Evangeliums an sich selbst erfahren haben, noch Thatsachen sehen können wie sie sind. Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß die evangelische Missionsgeschichte der Geschichte der Ostindischen Compagnie ähnlich sein wird, d. h. aus geringen Anfängen wird Großes erreicht werden. Als unter Elisabeth die erste Expedition nach Indien segelte, wurde dieselbe durch Stürme verschlagen; einzelne Schiffsbesatzungen desertierten mit den Schiffen, trieben Seeräuberei

und kamen schließlich elendiglich um. Eine zweite Expedition war glücklicher, sie gründete einzelne Faktoreien und fing an Handel zu treiben. Lange Jahre hindurch hatten die Beamten der Compagnie sich in ärmlichen und bedrängten Verhältnissen zu bewegen, aber dennoch überspannten sie nach und nach Indien mit einem Netze von Faktoreien und gewannen Macht und Ansehen; sie fingen an, Indien die Segnungen europäischer Zivilisation zu bringen und Länder und Völker zu regieren. Wer hätte solche Erfolge vorausgesehen? Welcher Engländer hätte je gedacht, daß auf solchem Wege und mit so geringen Mitteln Englands Königin sich einst Indiens Kaiser-Krone aufs Haupt setzen würde? Und doch ist's geschehen. Was diese Compagnie auf politischem und merkantilem Gebiete war, das ist die Mission auf religiösem; sie wird das Mittel sein, durch welches Jesus Christus als Regent und Herr von Indiens Millionen anerkannt werden wird. Die politische Macht Englands aber ist die Magd der Mission in Indien geworden. —

In diesem Jahrhundert ist eine ganze Reihe von Missionsgesellschaften in Indien in die Arbeit getreten. Ein Netz von Missionsstationen überspannt bereits Indien von Cap Comorin bis zum Himalaja, vom Indus bis zum Ganges-Delta. In den Dörfern, auf den Bazars der Städte, in einsamen, abgelegenen Waldrevieren und auf den von Menschen wimmelnden Melas großer Wallfahrtsorte, wie in den Wartesälen der Eisenbahnstationen und in den militärischen camps *) der indischen Sepoys wird, nicht nur von den Missionaren und ihren Gehilfen, sondern auch von Beamten der Administration, von Offizieren der Armee und von Privatleuten das Evangelium verkündigt. Um den Missionar herum sitzen die stolzen Brahminen mit den verachteten Shudras, und in seiner Schule lesen Parsis und Mohammedaner die heil. Schrift. In der Einsamkeit ihrer Studierstube sitzen die Arbeiter an der jungen, aber kräftig wachsenden christlichen Litteratur, und ihre Erzeugnisse werden in Millionen von Traktaten und Schriften über das ganze Land hin verbreitet und in Hütte und Palast gelesen. Von zahlreichen Kapellen und von

*) Feldlager.

den Gräbern heimgegangener Christen zeugt das Kreuz von Jesu, als dem Fürsten der Lebendigen und der Toten. Und das alles soll vergeblich sein? Vergeblich die Opfer europäischer und amerikanischer Christen? Vergeblich das Arbeiten, Beten und Dulden so vieler Männer und Frauen auf dem Missionsfelde? Das glauben doch selbst diejenigen nicht, die solches behaupten. Wie hellenische und römische Philosophie vor dem Christentume einst die Waffen gestreckt haben, so wird auch der Brahmanismus und das ganze Götzenwesen jenes herrlichen Landes vor dem Kreuze weichen müssen. Langsam zwar, aber doch stetig, bricht das Licht sich Bahn; die Finsternis weicht, und wenn einmal die evangelische Mission so lange in Indien gearbeitet haben wird, als die Ostindische Compagnie gethan hat, so wird der Brahmanismus und das Kastenwesen nur noch in Trümmern vorhanden sein. Wir könnten hier ja wohl auch Zahlen anführen, aber die Erfolge der Mission lassen sich in Zahlen gar nicht angeben, sintemal die vorhandenen Native-Gemeinden ja nur ein Bruchteil jener sind. Unter der Meeresoberfläche gibt es ja auch noch Wasser und über den sichtbaren Sternen noch zahllose Welten. Auf einen zur christlichen Kirche übergetretenen Hindu kommen noch zehn andere, welche von der Wahrheit angefaßt sind, an ihrer alten Religion zweifeln und nach Licht suchen.

Wie der Sturm an alten Häusern rüttelt und Regen und Schnee alte Denkmäler zerbröckeln, so arbeitet Gottes Wort an mehr als einem indischen Religionssystem, und wie der Sauerteig unsichtbar den Teig durchsäuert, so durchsäuert das Christentum die Herzen der Menschen, lange bevor die Statistik sich mit ihnen beschäftigen kann.

Auch darf nicht vergessen werden, daß es sich in der Mission nicht um den Kampf eines Religionssystems mit einem andern handelt, sondern um den Kampf des Lichtes mit der Finsternis, um den Kampf der Wahrheit mit der Lüge. Deshalb irren sich diejenigen von vornherein, welche den Islam als Konkurrenten für die Gewinnung der Hindus neben das Christentum hinstellen. Die Mohammedaner sind vielmehr, wie die Hindus, Objekt der christlichen Missionsthätigkeit. Man hat viel darüber geschrieben

und wissentlich gelogen, daß der Islam eine ganz gewaltige Missionsthätigkeit entfalte, wie in Afrika, so auch hier in Indien; ja gerade in den jetzigen Zeiten wird der Islam als die hervorragendste zivilisatorische Macht zu Ungunsten des Christentums gepriesen. Es ist nun Thatsache, daß da, wo der Mohammedanismus mit barbarischen Völkern, wie die Neger in Afrika oder die Ureingebornen Indiens es sind, in Berührung kommt, er den niederen Fetisch- und Dämonendienst überwindet und die Völker auf eine etwas höhere Stufe hebt. Auch ist das richtig, daß viele Hindus (doch nur solche, welche die Kaste verloren haben oder eine Heirat einzugehen wünschen, welche den Kastengesetzen zuwider ist, auch gefallene Frauenzimmer u. s. w.) dem Islam sich in die Arme werfen; im großen und ganzen aber hat der Mohammedanismus in keiner Weise bemerkenswerte Erfolge unter den Hindus aufzuweisen. Es würde wohl schwer halten, auch nur ein Dutzend Hindus zu finden, welche aus Überzeugung Mohammedaner geworden sind. Wozu auch? Es gibt ja Tausende und aber Tausende Hindus, welche nur an einen Gott glauben und diesen Glauben bekennen, ohne daß sie darum mit der Kaste brechen müßten. Der Islam bietet ihnen auch nicht mehr, als sie schon haben; wozu daher alles, was ihnen lieb und teuer ist, dahin geben? Es müßten denn materielle und soziale Gründe vorwalten. Diejenigen aber, welche nicht aus Überzeugung Mohammedaner werden, bringen ihr altes Heidentum mit sich und schwächen nur die Gesamtgemeinde. Einst kam ein Mohammedaner zu mir und verlangte Blumen, um sie zu opfern! Auf meine Vorstellung, daß Mohammedaner doch keinen Götzendienst trieben, sagte er mir, er sei früher zu meinem Vorgänger gekommen, um Christ zu werden, weil er eine römisch-katholische Frau habe heiraten wollen. Da er aber zurückgewiesen worden sei, so hätten sie beide sich den Mohammedanern angeschlossen. Er wisse aber kaum, was das sei, und so diene er auch noch seinen alten Göttern, während seine Frau die Maria anrufe. Wahrlich eine feine Konstellation: Ganesha, Mohammed und Maria in einer Familie von zwei Personen! In früheren Jahren hat sich der Islam freilich als eine missionierende Macht in Indien er-

wiesen, nicht aber dem festgeschlossenen Hinduismus gegenüber, sondern unter den niedersten Kasten und den entlegenen Stämmen der Ureinwohner. Unter dem Schutze der damaligen mohammedanischen Regierung gelang es den Missionaren des Islam, teils durch ihre Lehre von einem Gott, teils durch Versprechungen zeitlicher Vorteile, auch durch Anwendung von Gewalt, ganze Scharen Aboriginer *) zu bekehren. Diese Leute brachten aber ihren alten heidnischen Glauben, sonderlich den Dämonendienst, mit sich, und nun finden sich unzählige Mohammedaner in Indien, die weiter nichts als den Namen ihrer Religion besitzen. Obschon numerisch stark geworden, ist der Mohammedanismus in sich selbst geschwächt, und wenn nicht der ursprüngliche Teil dieser großen Religionsgenossenschaft in den größeren Städten für seine religiöse Existenz kämpfte und die muselmännische Orthodoxie durch Schulen, Prediger, Vereinigungen u. s. w. aufrecht erhielte, so würde sie an ihren früheren Erfolgen zu Grunde gehen. — Jedenfalls zeigt sich der Mohammedanismus ganz unfähig, den Brahmanismus zu überwinden und das Hinduvolk für sich zu gewinnen; das bleibt dem Christentume, der christlichen Mission vorbehalten. Folgende statistische Zahlen mögen das Wachstum der Mohammedaner, Hindus und Christen veranschaulichen: Mohammedaner 12 Prozent, Hindus 13 Prozent, Christen 52 Prozent. Da gerade in den heutigen Tagen durch die englische Presse die irrtümliche Ansicht verbreitet wird, als wäre der Islam die missionierende Macht par excellence in Indien, so muß diesem offenbaren Irrtum entgegengetreten werden; und das um so mehr, als gerade in diesen Tagen ein Ereignis von großer Tragweite sich zu vollziehen beginnt, durch welches die Mohammedaner mehr als früher in Opposition zu den Hindus geraten, so daß ein Übertritt zum Islam von seiten eines Hindus zum Verrat am Hinduvolke wird. Wie schon bemerkt, beginnt das Volk der Hindus aus seinem Schlafe zu erwachen und zu fühlen, daß es doch eigentlich eine große, uralte Nation ist, die früher oder später notwendigerweise in die Rechte einer Nation eintreten und sich selbst regieren wird. So ist ein Nationalkongreß ins Leben

*) Ureinwohner.

getreten, welcher für die Hindus eine erweiterte Teilnahme an der Regierung verlangt und wohl bald auch Anspruch auf vollständige Selbstregierung erheben dürfte. Die Mohammedaner aber machen den Grundsatz geltend: jeder hat das Recht, die bestmögliche Regierung für sich zu verlangen, und da sie mit vollem Recht behaupten, daß die Hindus noch unfähig sind, weder sich noch andere zu regieren, so stehen sie auf seiten Englands, dem Nationalkongreß feindlich gegenüber, und die Spannung zwischen diesen zwei großen Religionsgenossenschaften muß durch diese politischen Gründe nur verschärft werden.

Wie aber verhalten sich die Mohammedaner als Gegenstand der evangelischen Mission dem Christentum gegenüber? Da müssen wir freilich bekennen, daß die Mission unter ihnen noch sehr geringe Erfolge aufzuweisen hat. Zwar scheint es, als ob unter den Mohammedanern weit mehr ernstliches Suchen nach Wahrheit vorhanden sei, als unter den Brahminen. Der denkende Mohammedaner muß sich bei seinem Glauben an einen heiligen, unnahbar-erhabenen Gott ja ungemütlicher fühlen als der Heide, dessen Götter ihm auf den Leib geschnitten, d. h. ebenso unrein sind wie er selber. Dabei ist der Nachfolger des Propheten, eben durch Mohammeds Zeugnis von Jesu, daß er ein feindlicher Prophet gewesen sei, auf das hingewiesen, was Jesus als Prophet gesagt hat. —

Glaubt er nun aber an die Aussprüche Jesu, so kommt der Mohammedaner in Konflikt mit seiner Religion und seinem alleinseligmachenden Bekenntnis: „Gott ist Gott, und Mohammed ist sein Prophet.“ Ferner kommt ihm der Gedanke, daß eine vollkommene Offenbarung Gottes weder durch Propheten noch durch Schrift, heiße dieselbe Koran oder Bibel, sondern nur durch ein Selbsterscheinen Gottes möglich ist, und so wird er wieder auf Jesum hingewiesen, von dem die Bibel behauptet, er sei der Sohn Gottes. Mehr noch als dieses beunruhigt den Mohammedaner die augenscheinliche Kluft zwischen göttlichem und menschlichem Wesen, welche Kluft durch ein bloßes Rufen zu Gott unmöglich ausgefüllt werden kann. So schwebt der Mohammedaner zwischen fester Verstandes-Überzeugung und peinigenden

Herzenszweifeln hin und her, und da die Menschen ihrer Natur gemäß die Finsternis mehr lieben als das Licht, zieht der Mohammedaner sich in seine Festung zurück, und diese ist das Bekenntnis. — Das öffentlich täglich fünfmal wiederholte Gebet der Mohammedaner ist ja eigentlich mehr Bekenntnis als ein Gebet, und dieses Bekenntnis ist eine Macht, welche nicht genügend gewürdigt wird. Ihm gegenüber hilft alles Disputieren und Philosophieren nichts; nur das ebenso oft wiederholte Bekenntnis: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," wird hier etwas ausrichten können. Dem „Ich bekenne, darum glaube ich" der Mohammedaner steht gegenüber unser „Ich glaube, darum rede ich."

Ist das Kastenwesen der Hindus, das von Liebe nichts weiß, sondern nur von Haß und Selbstsucht, eine für die christliche Verkündigung der Liebe nur schwer zu stürmende Festung, so ist das täglich fünfmal wiederholte Bekenntnis der Mohammedaner nicht minder ein Bollwerk gegen das Evangelium. Die Mission hat wahrlich keine leichte Aufgabe, aber so gewiß das Licht die Finsternis erleuchtet, Finsternis aber das Licht nicht auslöschen kann, ebenso gewiß wird das Evangelium über den Mohammedanismus und über den Brahmanismus siegen. Daran ist für den, der die Macht des Evangeliums kennt, kein Zweifel möglich.

Zweiter Teil. --- Chattisghar.

Land und Leute.

Ungefähr in der Mitte der großen vorderindischen Halbinsel, da, wo die Ausläufer des Vindyah=Gebirges mit den Ost=Ghats zusammenstoßen und eine ausgedehnte Hochebene hufeisenförmig umschließen, liegt Chattisghar (Land der 36 Burgen), das Arbeitsfeld der Missionare der Deutschen Evang. Synode von Nord=Amerika. —Chattisghar, mit seinen drei Provinzen Raipur, Belaspur und Sambalpur, eine Division der Zentralprovinzen bildend, ist zum großen Teil ein äußerst fruchtbares Land, das aber von steppenartigen Strichen durchzogen ist, die nicht bebaut werden können. Hier tritt, an Stelle der schwarzen Erde und des Lehmes, Morum, d. h. Eisenkies, zu Tage. Auch der gebirgige Teil, welcher fast durchweg mit dichtem Wald bestanden ist, ist nicht anbaufähig, da die Erhebungen keine sanft gerundeten Hügelreihen bilden, sondern meistens aus lose aneinander hängenden, oft vereinzelt aus der Ebene emporstrebenden Felspartien bestehen. Zwischen diesen Felsen, in den Thälern und Schluchten, wo Baumriesen mit Schlingpflanzen überwuchert oft undurchdringliche Dschungeln bilden, die höher hinauf sich in niedrigem Gebüsch verlieren, ist die Heimat der Tiger und wilden Büffel, der Elefanten und Panther. Nur sehr selten trifft man hier ein Dörflein an, dessen elende, von Baumzweigen und Gras hergestellte Hütten die Herbergen der armen und halbwilden Waldbewohner bilden. In stetem Kampfe mit den wilden Tieren und in fortwährender Furcht vor ihnen, oft niedergestreckt von dem in den Waldgegenden herrschenden Dschungelfieber, ernähren sie

sich kümmerlich als Eisenarbeiter, Töpfer und Weber und sind gegen den Fremden, der ihre Dörfer besucht, ausnehmend scheu und mißtrauisch.

In der Ebene aber, wo der Mahanadi und Sionath mit ihren vielen Zuflüssen gut bebaute Gegenden durchströmen, sind die Verhältnisse andere. Gute Landstraßen, von englischen Ingenieuren erbaut und auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, durchschneiden das Land. Ackerbau, Viehzucht, Handel und Gewerbe blühen — Dorf reiht sich an Dorf; Weizen-, Reis-, Flachs- und Ölfelder wechseln mit einander ab; aus Bananen-, Mango- und Feigenpflanzungen, oft übersponnen mit rankenden Gewächsen, schauen die Häuser der Eingebornen heraus. Neuntausendachthundert Dörfer und Städte beherbergen die 4½ Millionen Einwohner Chattisghars.

Innerhalb der Wendekreise liegend, besitzt Chattisghar, wie überhaupt der größte Teil Indiens, tropisches Klima. Mitte Februar beginnt die sogenannte heiße Zeit. Schon im März dringt die Sonnenhitze durch die vierfachen Leinwanddächer der Zelte, welche in der kalten Zeit (von November bis Februar) von den Beamten und Missionaren auf ihren Reisen benutzt werden, hindurch, so daß dann die Missionare gezwungen sind, auf ihre Stationen zurückzukehren. Obschon um diese Zeit die meisten Bäume neue Blätter gewinnen und Blüten treiben, verliert doch das ganze Land nach und nach sein frisches Aussehen. Tiefer Staub bedeckt die Landstraßen und lagert sich auf alles Grün, dasselbe mit einem rötlich-grauen, schmutzigen Schleier überziehend. Die Felder haben ein ödes, kahles Aussehen gewonnen, denn der Weizen, die Hülsenfrüchte und der Reis sind eingeerntet. Die Hitze wird von Tag zu Tag fühlbarer, das Gras ist verdorrt. Die Teiche, welche die Dörfer mit Regenwasser versorgen, enthalten nur noch einen Rest grünen Schlammes, welcher dann noch zum Waschen, Baden und Trinken benutzt wird, wenn schon seine faulenden Dünste weit umher die Luft verpesten. Ein Bach nach dem andern wird trocken, alle Quellen versiegen, und selbst die größten Flüsse können überall durchwatet werden. Wassermangel herrscht allenthalben, denn die tiefen Brunnen,

welche die Regierung graben ließ, werden als religiös unrein gemieden. Zuletzt vertrocknen auch sie. Auf den Landstraßen, in der kühlen Jahreszeit von zahllosen Pilgern und langen Güterkarawanen belebt, hört der Verkehr bei Tage auf, und nur noch nachts ertönen die Glöckchen an den Hälsen der Ochsen und Büffel, welche die Lastwagen ziehen. Müde und matt schleichen die Menschen bei 115 bis 120 Grad Hitze umher; und das Vieh, das schon längst kein Gras mehr findet, ist jämmerlich mager und verendet in großer Zahl, denn der Hindu sorgt zur Zeit des üppigen Graswuchses nicht für die magere Zeit, er sammelt kein Heu.

Ende Mai erscheinen die ersten Gewitterwolken. Wie ungeheure Berge, hoch in den blauen Äther sich übereinander auftürmend, erscheinen sie am Horizont. Die Luft wird schwül, das Atmen wird beengt. Plötzliche schwere Stürme, welche noch keinen Regen bringen, wohl aber das Land in eine finstere Staubwolke hüllen, brausen daher, Häuser abdeckend und Bäume entwurzelnd. Sehnsüchtig wartet Mensch und Tier auf den Regen. Endlich, in der Regel am 15. Juni, fangen in Chattisghar die Wolken an, den ersehnten Regen in schweren Wasserfluten über das durstige Land zu ergießen; die Blitze leuchten, der Donner rollt unaufhörlich, und bange verbirgt sich der Hindu im Innern seiner Wohnung. Jetzt gleicht das Land einem großen See, denn da es sehr eben ist, ist der Wasserabfluß ein langsamer. Alles ist überschwemmt, die Teiche sind gefüllt, die Bäche und Flüsse werden meilenbreit und der Verkehr ist überall gehemmt. Nach und nach gehen die schweren Gewitter in einen sanften Landregen über, welcher mit kürzeren und längeren Unterbrechungen bis September anhält. Der Reis wird nun in kleine, mit Erdwällen umgebene Felder gesäet und das ganze Land bekleidet sich überraschend schnell mit einem schönen Grasteppich. Trotzdem die Hitze durch den Regen nicht gemildert wird und die Feuchtigkeit alles durchdringt, durchnäßt und verschimmeln macht, so freut sich doch Mensch und Tier — der Wassermangel hat ein Ende und Hoffnung auf eine gute Ernte ist vorhanden. Leider dauert die Freude nicht lange. Aus der dampfenden Erde entwickeln

sich unter der großen anhaltenden Hitze Krankheit erzeugende Miasmen. Der unheimliche Gast, die Cholera, fängt seinen Rundgang an. Aus den infizierten Dörfern flieht alles, was fliehen kann, in die Felder, wo die Leute in elenden kleinen Zelten unter strömendem Regen kampieren und so erst recht eine Beute der tückischen Seuche werden. Blattern und Dysenterie*) gesellen sich wohl noch dazu, und an der Malaria **) liegt der größte Teil der Bevölkerung danieder. Reges, gesundes und munteres Leben herrscht nur in der Vogel- und Insektenwelt. Ungezählte Züge von Enten, Gänsen und Reihern bevölkern die zahllosen Teiche und Wassertümpel, während Moskitos von allen Größen und Formen, fliegende Ameisen und Sandfliegen wahre Orgien auf den Leibern der geplagten und Ruhe suchenden Menschen und Tiere feiern. Während oben in der Luft und in den Kronen der Bäume Scharen von Krähen und Papageien konzertieren, kriechen unten auf Erden still und geräuschlos die Schlangen, der Skorpion und der Tausendfuß umher, und wehe dem Unglücklichen, der mit diesen Geschöpfen in zu nahe Berührung kommt.

Aber alles hat seine Zeit. Auch die Regenzeit nimmt ein Ende. Gegen Mitte September fangen die Wolken an, sich zu zerteilen. Die Sonne wird wieder sichtbar und die Hitze nimmt nach und nach ab, so daß dieselbe von Oktober bis Februar selten über 85 Grad steigt. Der Reis, der in der Regenzeit hochgewachsen, wird vor den letzten Regenschauern wieder gepflügt, der Weizen und andere Feldfrüchte werden gesäet, und nun wächst alles sehr schnell der Ernte entgegen. Mit dem Beginn der sogenannten kalten Zeit, während welcher wohl manchmal nachts Reif fällt, während Eisbildung nicht vorkommt, beginnt die eigentliche Arbeitszeit. Es wird allerorts gebaut und repariert, was die Regengüsse zerstört haben. Die Bauern sind auf den Feldern beschäftigt. Die Heerstraßen, welche die größeren Städte, Raipur, Belaspur, Sambalpur, Areng Rajim 2c. miteinander verbinden, sind belebt mit Ochsenwagen, Lasten tragenden Kulis und Pilgern, und unter den Laubdächern der Mango- und Ta-

*) Ruhr. **) Sumpffieber.

marindenhaine schimmern die weißen Zeltlager der englischen Beamten, welche ihre Distrikte bereisen. Je und dann in einem Dorfe, unter dem großen heiligen Barbaum, dessen Fuß mit rotgemalten Götzen umgeben ist, steht ein Missionar und predigt den ihn umgebenden Heiden das Evangelium von Jesu Christo.

Bis zum Jahre 1820 herrschte der König von Nagpore als unabhängiger Herrscher über ganz Chattisghar. Ihm gehörten Land und Leute. Vasallen-Könige aber trugen abgegrenzte Distrikte unter Tributentrichtung von ihm als Lehen, und diese vergaben die einzelnen Dörfer mit den zu ihnen gehörenden Ländereien an Günstlinge oder an Meistbietende als Afterlehen. Die Dorfbesitzer aber verteilten die einzelnen Äcker unter gewissen Bedingungen an die Bauern, von welchen also kein einziger ein eigenes Stück Land bebaute, sondern solches nur für ein oder mehrere Jahre in Pacht hatte. Von einem angestammten, vom Vater auf den Sohn sich vererbenden Grundbesitz, von einer eigentlichen Heimat konnte auf dem Lande keine Rede sein. Nur in den größeren Städten gab es festsitzende Hauseigentümer. Aber auch da kannten die Hindus nicht den Begriff „Heim," denn die Häuser, von Erde gebaut, stürzen bald unter dem Einfluß der gewaltigen Regen zusammen und werden dann oft verlassen, um als Ruinen jahrzehntelang die Gegend zu verschönern.

Als die Engländer das Land in eigene Verwaltung übernahmen, ließen sie die Malguzare, d. h. die jeweiligen Dorfinhaber, in ihrem Pachtverhältnisse. Die Regierung aber bestimmte für jeden Acker, je nach der Ertragfähigkeit des Bodens, eine gewisse Abgabe, welche der sogenannte Dorfbesitzer zu entrichten hat, einerlei, ob er das Land verpachten kann oder nicht. Zugleich stellte die Regierung auch den Zins fest, unter welchem der Malguzar sein Land in Pacht geben darf. Bei dieser Anordnung ist der Dorfbesitzer im Grunde nichts anderes als ein unbezahlter Steuereinnehmer der Regierung. Dabei hat er aber noch gar viele Verpflichtungen. Er ist der Vater des Dorfes, hat in Jahren des Mißwachses seine Pächter mit Reis und neuem Saatgut zu versehen, hat für die Beamten, welche in der Nähe seines Dorfes ihre Zelte aufschlagen, alle Lebensmittellieferungen zu

besorgen, darf aber einen säumigen Pächter, der seinen Zins nicht zahlt, nicht vom Lande jagen. Erst wenn einer seiner Pächter drei Jahre lang nichts bezahlt hat und auch nach einer weiteren Frist von sechs Monaten die Schuld nicht entrichtet, kann ihn der Malguzar zum Verlassen des Dorfes zwingen. Einem Bauer aber, der sein ihm zugeteiltes Stück Land mehr als ein Jahr lang bebaut hat, kann der Dorfbesitzer nie mehr die Pacht kündigen oder erhöhen, und dieser bleibt im ungestörten Besitz seines Bodens. Auch städtisches Eigentum; für welches ein Pächter eine gewisse Reihe von Jahren die Regierungssteuer bezahlt, geht ohne weitere Formalität in den Besitz des Steuerzahlers über und bleibt ihm und seinen Erben so lange, als sie die Steuer entrichten. So ist die Regierung thatsächliche Eigentümerin alles unbeweglichen Eigentums geworden, das sie dann an denjenigen verpachtet, welcher die festgesetzte Steuer zur rechten Zeit bezahlt. Da nun in Indien sehr oft Mißernten eintreffen, gegen welche das leichtsinnige, nur dem heutigen Tage lebende Volk keine Vorsorge trifft, so hat sich in diesem Lande der Wucher in einer Weise festgesetzt, wie wohl kaum anderswo. Ob reiche Ernte oder nicht, die Steuern müssen bezahlt und Gelder unter allen Bedingungen aufgetrieben werden; solches schaffen die Wucherer zu 36 bis 72 Prozent, indem sie von vornherein 10 vom Hundert als Vorauszahlung in Abzug bringen. So kommt es also oft vor, daß ein Mann, der 90 Rupies erhalten hat, am Ende des Jahres 100 Rupies Kapital und 72 Rupies Zinsen zu zahlen hat. Kann er aber nicht zahlen, so wird ihm sein bewegliches Eigentum zum halben Preise abgenommen, und nur zu oft muß, um einer verhältnismäßig geringen Schuld willen, ein Familienvater total verarmt von Haus und Hof ziehen.

Bevölkerung.

Die Bevölkerung von Chattisghar ist sowohl in Bezug auf Abstammung und Sprache, als auch hinsichtlich der Religion eine sehr gemischte. Hindus und Sikhs, Kabirpantis und Satnamis, Mohammedaner und Christen, Jains und Anhänger der ursprünglichen Religionen der Waldbewohner leben nebeneinander und durcheinander, ohne sich dabei gegenseitig zu vermischen oder zu beeinflussen. Kastengesetze und verschiedene religiöse Sitten und Gebräuche sondern sie alle streng von einander ab. Ebenso verschieden wie Abstammung und Religion ist auch das Aussehen der Einwohner Chattisghars. Die Ureinwohner, die Gonds, sind von dunkler Hautfarbe, haben dicke Lippen und kurzes, meist schlichtes, selten gelocktes Haar. Die Hindus sind von lichtkaffeebrauner Farbe, haben kaukasischen Gesichtstypus und schwarzes, glattes Haar. Unter den Satnamis aber trifft man hinsichtlich der Farbe alle Schattierungen, vom schönsten Hell bis zum tiefsten Schwarz, an. Bei vielen bemerkt man den mehr negerartigen Typus der Ureinwohner, bei andern den edlen Körperbau und Gesichtsschnitt der Brahminen. Die Satnamis sind eben nicht ein Volk oder ein Stamm, sondern eine religiöse Sekte, welche sich aus den verschiedensten Kastenleuten rekrutiert hat. Wie überall in Indien, so bildet auch in Chattisghar die Kaste eine nicht zu überbrückende Kluft zwischen den einzelnen Gruppen. Das Kastenwesen hat durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die heutigen Tage sich als einen Fluch erwiesen, als eine Macht, welche alle guten Gaben und Eigenschaften der Hindus von jeder Fortentwicklung abschloß und sich als eine unversiegbare Quelle des Hochmutes, des Stolzes, des Neides, des Hasses und Zornes erwiesen hat. Da die Satnamis und Kabirpantis zu den niederen Kasten gehören, ja eigentlich kastenlos sind, so werden sie von den Hindus aufs äußerste verachtet. Haben schon die Hindus verschiedener Kasten gar keinen Umgang mit einander, so daß sie nicht einmal in unmittelbarer Nähe bei einander ihr Essen am gleichen Feuer kochen dürfen, so ist es leicht begreiflich, daß

sie sich von ihren kastenlosen Landsleuten noch strenger absondern. Sie sind ihnen eben ein Greuel. In den Dörfern wohnen die Satnamis immer abgesondert für sich. Kein Hindu betritt freiwillig ihren Dorfteil, und keine Macht brächte ihn dazu, das Haus eines solchen Unreinen zu betreten. Der Hindu schöpft kein Wasser aus dem Brunnen, aus welchem ein Satnami getrunken, und wird nie in solche Nähe zu ihm treten, daß er in Gefahr käme, von seinem Kleide berührt zu werden. Der höhere Kastenangehörige redet auch nur aus der Entfernung mit dem Satnami oder Chamar, damit das Wort aus des letzteren Munde von der Luft zuvor gereinigt werden kann, bevor es in sein Ohr gelangt. Hat aber der Chamar dem Hindu etwas zu übergeben, so muß er es auf den Boden legen, oder im besten Falle muß er den Gegenstand, Geld u. dergl., von einer beträchtlichen Höhe in die Hand des kastenstolzen Hindu fallen lassen.

Es sind noch nicht viele Jahre seit der Zeit verflossen, da es diesen niedrigen Kasten nicht erlaubt war, ein ordentliches Kleid oder reine Wäsche zu tragen, und wenn je ein eitler Satnami es wagte, sich doch nett kleiden zu wollen, so wurde gleich Jagd auf ihn gemacht und ihm die Kleider vom Leibe gerissen. Diese und viele ähnliche Unterdrückungen haben nun in den letzten Jahren freilich aufgehört, denn vor dem englischen Gericht gilt kein Ansehen der Person. Jetzt kleidet sich auch mancher Chamar wie es die Hindus thun, legt wohl auch eine Schnur um seine Schultern wie der Brahmine und trägt das Götzenzeichen an seiner Stirne. Aber Frieden hat die Regierung zwischen den einstigen Unterdrückern und den Unterdrückten nicht zustande gebracht. Die niederen Kasten suchen jetzt so viel wie möglich das frühere Unrecht, welches sie erlitten, zu vergelten. Durch Meineid und falsche Zeugen vor Gericht ist schon mancher Hindu von Satnamis und Kabirpantis ins Gefängnis geworfen worden. Um dies zu erreichen, scheuen diese Leute keine Mühe und Kosten. Ein beliebtes Mittel der Rache sind Schläge. Wird ein Hindu von einem Chamar durchgeprügelt, so wird er unrein und hat sich mit großen Summen Geldes wieder durch die Kaste reinigen zu lassen. Für den niedrigen Kastenangehörigen aber zieht eine

Tracht Schläge, die er von einem Hindu erhalten, keinerlei üble sozialen Folgen nach sich. Wo deshalb Hindus und Chamars (Satnamis) in ein und demselben Dorfe, wenn auch in verschiedenen Teilen, wohnen, da suchen die Hindus so viel als möglich Streit und Zank, besonders Schlägereien zu verhüten. Es geht jeder seinen eigenen Weg.

Die Satnamis, welche ganz besonders Gegenstand unserer Mission sind, und auch die Kabirpantis sind zwei verhältnismäßig neuere Sekten, die sich zum größten Teil aus der Kaste der Chamars (zu den Shudras gehörende Lederarbeiter) rekrutiert haben. Doch finden sich unter ihnen Abkömmlinge fast aller Kasten, selbst Mohammedaner. Solange die Chamars als Shudra, oder vierte Kaste der Hindus, ihren Kastengesetzen nachkamen, wurden sie, wenn auch als unrein, doch immerhin noch als Kaste, als ein Zweig der Hindus betrachtet. Als sie aber neue Vereinigungen unter dem Namen Satnami und Kabirpantis bildeten und durch Aufnahme von allerlei Volk die Kaste brachen, wurden sie Parias, d. h. Kastenlose, Verfluchte.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts trat ein Mann Namens Rohidas auf und lehrte, daß in den Augen des Schöpfers, eines unsichtbaren Wesens, alle Menschen, ob schwarz oder weiß, gleich seien, und daß Götzendienst und was damit verbunden ist, vom Bösen sei. Diese Lehre, welche dazu angethan war, das ganze Kastenwesen zu zertrümmern, fand über ganz Indien hin und unter den verschiedenen Kastenleuten, ganz besonders aber unter den niedrigsten Kasten der Shudras Anhänger, welche den Namen Satnami, d. h. wahrer Name, annahmen. Dazu kommt noch ein Ereignis neueren Datums. Vor etwa 73 Jahren lebte nämlich in der Nähe des Mahanadiflusses unweit Sirpur ein Mann Namens Ghasidas, ein Hindu, zur Sekte der Nihang gehörend. Durch allerlei Unglück wurde er getrieben, die heiligen Wallfahrtsorte der Hindus zu besuchen, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Auf seiner Reise nach Puri, dem großen Wallfahrtsort der Chaggatnath, mag er möglicherweise mit Satnamis zusammengetroffen sein, vielleicht auch, daß er auf der an seinem Wege liegenden Missionsstation der

Baptisten in Cattak einige Eindrücke christlicher Lehre empfangen hatte, welche ihn bewogen, Kastenwesen, Hinduismus und Götzendienst als Irrtum aufzufassen. Thatsache ist soviel, daß er nach seiner Zurückkunft auf dem Berge Girand anfing, die Grundsätze der Satnamis in Chattisghar zu predigen. In einem Stücke aber ging er weiter, als die schon vorhandenen Satnamis Indiens. Er erklärte sich selbst als den Herold eines erst noch kommenden Gurus, d. h. eines Lehrers, welcher ein Meister sein und den wahren Namen des Erlösers verkündigen werde. Unterdessen sollten seine Anhänger das Joch des Götzendienstes, der Priesterherrschaft und des Kastenwesens brechen und abwarten; die Zeit der Freiheit werde bald erscheinen. Als Ghasidas im Jahr 1835 starb, zählten seine Anhänger schon nach Tausenden. Sein Nachfolger Amardas, welcher sich selbst zum Guru, zum Heiland und Hohenpriester der Sekte der Satnamis in Chattisghar machte, verbreitete die neue Lehre mit Erfolg, so daß heute die Sekte der Satnamis wohl an achtzigtausend Anhänger betragen mag. Heute besitzen die Satnamis zwei Gurus, Agardas und Sahebdas, welche sich in Amt, Würden und Einkommen teilen. Als Ghasidas auftrat, lehrte er wohl, daß es mit dem Anbeten der Götzen nichts sei, aber er hatte nichts, das er an Stelle des Götzendienstes hätte stellen können, und als der von ihm vorherverkündigte weiße Guru, d. h. Missionar Lohr, kam, da nahmen die Satnamis die Lehre von Jesu Christo nicht an. Es hat sich dann ganz selbstverständlich mit der Zeit ein eigenes religiöses System herausgebildet, das wohl kaum vom Guru selbst in seiner Tiefe und Abscheulichkeit erkannt wird. Einzelne religiöse Zeremonien sind so offenbar satanischen Ursprungs, daß man sagen muß, der Geist des Menschen hat sie nicht erdenken können. Die wenigen, welche die Bedeutung des „Reisepasses ins Jenseits“ kennen, werden wohl mit mir übereinstimmen, daß eine teuflischere Travestie des h. Abendmahls und der Worte: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben,“ nicht erdacht werden kann.

Götzendienst wird von den Satnamis verworfen, aber die Sonne und das Licht wird doch von ihnen angebetet. An die

Macht des Segens oder des Fluches der Brahminen glauben sie nicht, aber vor Zaubern und Hexen, vor Syans oder Gunias, fürchten sie sich. Am größten aber ist ihre Angst vor Geistern und Gespenstern, und es ist für einen europäischen Christen geradezu unbegreiflich, wie ein bloßes Hirngespinst, ein bloßer Irrtum diesen Leuten so oft und in solcher Weise mitspielen und sie so quälen kann, wie es in Wirklichkeit geschieht.

Die Kabirpantis, eine den Satnamis verwandte Sekte, welche in Chattisghar mit etwa 250,000 Seelen vertreten ist, führen ihren Ursprung auf Kabir zurück, welcher ums Jahr 1467 in Matura mit dem Vorgeben auftrat, ein Authar, eine Verkörperung Gottes in Menschengestalt zu sein. Er wollte alles, Hindus und Mohammedaner, vereinigen, lehrte die Anbetung des Nirakar, des formlosen Wesens, und verwarf Kastenwesen und Götzendienst. Da von vornherein in seiner Lehre sich mehr System fand als in derjenigen des Rohidas, gewann er größeren Einfluß auf die höheren Kasten. Die Kabirpantis besitzen religiöse Bücher, in welchen ihr System und ihre Geschichte, sowie ihre religiösen Verordnungen und Zeremonien fixiert sind, was bei den Satnamis nicht der Fall ist. Von den Hindus aber werden sie, wie die letzteren, als Parias angesehen und behandelt.

Eigentliche Städte, welche diesen Namen verdienen, gibt es nur wenige in Chattisghar. Raipur, Belaspur und Sambalpur, also die Provinzial-Hauptstädte, sind die einzigen, welche durch eine Munizipalität regiert werden. Auf diese Munizipalität hat die Regierung mächtigen Einfluß, und deshalb finden sich an diesen Orten die städtischen Verhältnisse in guter Ordnung. Auf den Dörfern aber, wo neben dem Malguzar nur noch der Kotwal (so eine Art Dorfdiener) Respektsperson ist, herrscht der größte Schlendrian. In Straßen ausgelegte Dörfer sind selten. Ein jeder setzt seine Erdhütte dahin, wo es ihm am besten paßt. Die Gassen sind eng und schmutzig, oft ganz durch Misthaufen und Gerümpel blockiert. Freilich trifft man auch Dörfer an, in denen wahrhaft holländische Reinlichkeit herrscht, wo nicht nur die Häuser von außen getüncht und in gutem Zustande erhalten werden, sondern wo selbst die Gassen mit Kuhdünger festgestampft

und wie die Wohnungen selbst bestrichen und mit Farbe überzogen werden. Doch solche Dörfer sind Ausnahmen. In den meisten herrscht grenzenlose Unsauberkeit. Das Wasser beziehen die Leute aus den nahen Teichen, von denen jedes Dorf wenig-

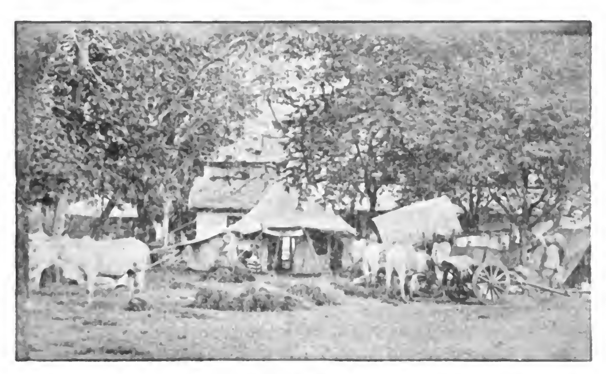


Chattisghar Weiber beim Wasserholen.

stens einen besitzt. Oft aber sind große Dörfer mit einer Menge von Teichen umgeben. Sie sind alle mit hohen und breiten Erdwällen umgeben, welche mit Bäumen dicht bestanden sind, so daß der Badende sich zu jeder Tageszeit im Schatten erfrischen kann. Sehr oft finden sich die Götzentempel auf den Dämmen alter Teiche. Gewöhnlich führen dann steinerne Treppenstufen bis auf den Boden des Teiches, zu leichterer Ausübung der Waschungen, welche zu den religiösen Obliegenheiten der Hindus gehören. Wenn man nun bedenkt, daß diese Teiche nicht nur Badeplatz für alle Dorfbewohner, sondern auch Schwemme für Büffel, Schweine und andere Tiere sind, und daß alle und jede Wäsche in ihnen gewaschen wird, so darf man sich nicht wundern, daß Krankheiten und Seuchen die Leute oft dezimieren; denn dieses Wasser trin-

ken die Hindus und mit diesem Wasser kochen sie ihre Speisen. Die Unsitte aber, daß die schattigen Erdwälle der Teiche zum Abort fürs ganze Dorf dienen, macht das Wasser nicht reiner und besser, wenn auch der Hindu hundertmal meint, es schade nichts.

Die Häuser sind nach dem Vermögen der Inhaber meist aus Erde, seltener aus Stein gebaut. In den meisten Fällen genügen den Leuten einfache Grashütten. Vier Pfähle in die Erde geschlagen, dieselben mit Grasmatten verbunden und das Ganze mit einem Grasdach bedeckt, bildet ein Heim, wie es der genügsame Satnami oft nicht besser wünscht. Kann ein Hindu sein Haus mit einer Veranda umgeben, auf welcher man freilich der Niedrigkeit wegen kaum stehen, sondern nur sitzen kann, so sind seine höchsten Wünsche bezüglich der Wohnung erfüllt. In der Mitte des Dorfes steht, in der Regel etwas besser gebaut als die



Reiselager.

andern Häuser, die Wohnung des Malguzars, des Dorfbesitzers. Daneben befindet sich die Guri, ein offenes Lokal, welches für die Beamten und andere Reisende während ihrer Anwesenheit zur Benutzung bestimmt ist. Hier oder auf einem kleinen Platze,

der in keinem Dorfe fehlt und den Bewohnern als Versammlungsplatz dient, wird von den Missionaren, wenn sie in die Dörfer kommen, gepredigt. Gewöhnlich ist der Platz von einem großen Nimbaum beschattet. Wo Hindus die Dorfbesitzer und Dorfbewohner sind, finden sich gewöhnlich, sowohl im Dorfe selbst, als in unmittelbarer Nähe desselben, Anpflanzungen der prächtigsten Fruchtbäume. In den Dörfern der Chamars und Satnamis aber fehlt jeder Baumwuchs. Nur einige stachelige Sträucher vegetieren in den kleinen, schlechtgehaltenen Gärten. Diese niederen Kastenleute haben nun einmal keine Freude am Schönen und Nützlichen. Sie sind viel zu faul und gefühllos, um irgend etwas zu thun, was sie nicht thun müssen, oder was ihnen nicht sogleich Gewinn bringt.

Die Honoratioren (Standespersonen) eines Dorfes sind der Malguzar und der Kotwal. Letzterer ist der Dorfwächter. Es ist seine Pflicht, darauf zu sehen, daß im Dorfe alles ordentlich zugeht, daß die Anordnungen der Obrigkeit befolgt werden und die nötige Reinlichkeit im Dorfe herrscht. Freilich differiert gewöhnlich sein Begriff von Reinlichkeit von dem, was die Obrigkeit darunter versteht, ganz gewaltig. Er hat wöchentlich Anzeige von Geburts- und Sterbefällen zu erstatten und in Fällen von Verbrechen den Übelthäter der Polizei zu überliefern. Auch ist er der Fruchtmesser des Dorfes. Als Gegenleistung für seine Dienste erhält er von jedem Bewohner, je nach der Anzahl von dessen Ochsen, für jedes Gespann jährlich 80 Pfund Reis und für alles Getreide, das im Dorf verkauft wird, eine Handvoll per Rupie. — Besitzt ein Bauer zwei Gespann Ochsen, so heißt er Mandal und ist ein angesehener Mann, der seine Stimme im Rate der Angesehenen des Dorfes hören lassen darf.

Einfach wie die Wohnung, ist auch die Einrichtung derselben. Tritt man durch den einzigen Eingang in den Raum, welchen die vier Wände umschließen, so fallen einem zuerst die großen, oft fast den ganzen Raum ausfüllenden Behälter, aus Lehm und Reisig erbaut, auf, welche zum Aufbewahren des Getreides dienen. In einer Ecke befindet sich ein aus Lehm errichteter, sehr primitiver Kochherd, neben welchem sich etliche Wasserkrüge und

an der Wand einige Teller und kleinere Gefäße befinden. An hölzernen Nägeln hängen solche Sachen, welche man den Zähnen der Ratten entziehen will, und an einem Bambusrohr, das mit zwei Schnüren am Dache befestigt ist, hängt der Kleidervorrat der Familie, d. h. einige lose Tücher aus Baumwollzeug. Einige Bettstellen, welche tagsüber auf der Veranda Platz finden und als Tische, Stühle, Betten, Sofas u. s. w. dienen, eine Axt, Sichel, Schaufel und etliche aus Bambusrohr geflochtene Körbe, die mit Kuhmist ausgestrichen sind, damit das Getreide nicht durch die Öffnungen des Geflechtes fallen kann; das ist so ziemlich der ganze Hausrat einer Familie in den Dörfern. Eigentliche Betten, d. h. Matratzen, Decken und Kissen, brauchen die Leute nicht. Der Indier findet sein Bett, wo er sich eben hinlegt, fertig gemacht. Unter den vorhandenen Werkzeugen spielt die obenerwähnte Sichel die mannigfaltigste Rolle. Von der Frau wird sie als Küchenmesser zum Schälen der Früchte gebraucht, vom Manne zum Schneiden des Grases. Sie ist das wichtigste chirurgische Instrument, denn mit der rotglühend gemachten Spitze werden die von Rheumatismus, Gicht und andern Übeln behafteten Glieder gebrannt, bis Brandwunde an Brandwunde den ursprünglichen Schmerz vergessen machen; und wieder greift der Mann zur Sichel, um seiner Frau die Nase abzuschneiden, wenn er sie beim Ehebruch ertappt hat.

Die Kleidung der Bewohner Chattisghars ist eine sehr verschiedene. Prächtig kleiden sich die Frauen der Marhatten. Eine Art enger Weste ohne Ärmel, nur bis unter die Brust reichend und Julya genannt, bedeckt knapp den oberen Teil des Körpers. Bis auf die Füße fällt ein faltenreicher bunter Rock, während ein feines weißes, neun Ellen langes Seiden- oder Baumwollentuch in malerischen Falten die ganze Gestalt umhüllt, den Rücken und Kopf bedeckt und nur einen handbreiten Streifen in der Magengegend frei läßt. Wissen die Marhattinnen mit diesen wenigen Mitteln sich mit wahrer altgriechischer Eleganz zu drapieren, so besitzen jedenfalls die Hindufrauen der höheren Kasten Raipurs die allerhäßlichste Tracht, die sich denken läßt. Auch sie benutzen die Julya und tragen auch einen Rock, der aber nur bis zu den

Knöcheln reicht und so viele Falten und Besätze aufweist, daß man meinen könnte, eine Frau trüge wohl ein Dutzend Röcke. Bei jedem Schritt, den sie macht, fliegt auch der Rock, weil er schwer ist, auf die Seite und gibt der wandelnden Person ein ungemein drolliges Ansehen. Auch die Sari, d. h. das lange weiße Tuch, wird von ihnen benutzt, doch so, daß sie damit den ganzen Körper, Kopf und Gesicht dicht verhüllen, den Bauch aber frei lassen, und da der Rock, um diesen edlen Körperteil ja ins gehörige Licht zu setzen, so tief als möglich an den Hüften hängt, so bietet so eine vornehme Hindufrau einen nichts weniger als ästhetischen Anblick. Die Männer fast aller Kasten tragen sich gleich. Ein Dhoti, d. h. ein Stück Zeug von neun bei drei Fuß wird um die Beine gewickelt, eine leichte Jacke oder ein leichter Rock samt Turban, Schuhen und Strümpfen vervollständigen die gewöhnliche Kleidung der Stadtbewohner.

Anders kleiden sich die Chamars, Kabirpantis, überhaupt die Landleute. Männer und Frauen tragen nichts als ein langes Stück Baumwollstoff, das der Frauen Sari oder Lugra, das der Männer Dhoti genannt. Jede Frau besitzt gewöhnlich zwei Lugra, ein älteres und ein neueres, da sie unabänderlich vor jedem Essen sich baden und das Kleid wechseln muß. Solange das nicht geschehen ist, ist sie unrein, darf weder Speisen noch Kochgeschirre anrühren. Die Sari wird in der Weise umgelegt, daß die eine Hälfte den Unterkörper, die andere Hälfte Rücken, Schultern und Brust bedeckt. Beim Marschieren und beim Arbeiten im Freien wird aber der untere Teil so hoch aufgeschürzt und um den Leib befestigt, daß die Beine bloß sind. Die meisten Bauern tragen bloß einen Lappen als Bekleidung, solange sie im Felde arbeiten; bei festlichen Gelegenheiten aber und wenn sie in die Stadt kommen, erscheinen sie in dreifachem Dhoti. Eins wickeln sie um den Leib, ein zweites um die Beine, ein drittes um den Kopf; ist der Mann ein Stutzer, so trägt er wohl noch ein viertes über die Schulter geworfen, damit die staunende Welt seinen ganzen Kleiderreichtum auf einmal sehen kann. Kinder bis zum zehnten oder zwölften Jahre gehen nackt. Von dieser Zeit an aber tragen die Mädchen Frauentracht, nur mit dem Unterschied, daß sie den Kopf mit der Sari nicht bedecken.

Auf Schmuckgegenstände legt der Hindu großen Wert. Gold und Silber, Messing, Erz, Blei, Zinn und Glas wird zu ihrer Herstellung gebraucht. Der volle Schmuck einer Frau besteht aus einem großen Nasenring, sechs bis acht Ohrringen (ich habe einmal 36 an einem Ohr hängend gezählt), welche den äußeren Ohrrand bedecken, silbernen Halsspangen und Halsketten. Ringe werden fast an alle Finger gesteckt. Besonders wird der Daumen als Ringträger bevorzugt und öfters trägt dieser allein eine ganze Anzahl dieser Schmuckgegenstände. Auch die zweite Zehe jeden Fußes wird mit sehr schweren Ringen besteckt. Diese Ringe dienen weniger zum Schmuck, als dazu, beim Gehen aneinander zu schlagen, um auf diese Art einen taktmäßigen Klang hervorzubringen. Jede Frau trägt vom Handgelenk bis zum Ellbogen hinauf eine große Anzahl farbiger Glasringe, welche aber, sobald sie Witwe wird, zerbrochen werden. Auch der Oberarm wird mit etlichen Spangen geschmückt, ebenso die Fußgelenke, um welch letztere breite, oft etliche Pfund im Gewicht betragende Spangen gelegt werden.

Die Männer tragen ebenfalls Ohrringe, oft drei bis vier in jedem Ohr; weiter sieht man an ihnen Halsketten, Arm- und Beinspangen, Gürtel, Finger- und Zehenringe, besonders an der großen Zehe. Hölzerne Perlen- und Korallenschnüre, welche beide Geschlechter tragen, haben religiöse Bedeutung.

Die Toilette der Bewohner Chattisghars ist sehr einfach. Die Frauen (d. h. diejenigen, welche sich kämmen) tragen das Haar in der Mitte gescheitelt und in Zöpfe gebunden. Der Scheitel wird mit roter Farbe bestrichen; dies ist ein Abzeichen der verheirateten Frauen. Die Männer lassen sich jede Woche einmal den ganzen Kopf, mit Ausnahme eines kleinen Platzes in der Mitte des Schädels, rasieren. Den nicht abgeschnittenen Büschel Haare trägt der Mann in einen Zopf gewunden. Der Schnurrbart ist Ehrenzeichen des Mannes und wird nur bei tiefster Trauer abrasiert. Die Hauptpflege des Körpers aber besteht im Abreiben desselben mit Öl oder Butter und im Kneten der einzelnen Glieder. Je glänzender eine von Öl triefende Person aussieht, desto mehr kann man auf ihren Wohlstand schließen. —

Die Hauptspeise der Bewohner Chattisghars ist Reis und Kodo, eine Art Hirse. Die höheren Kastenleute essen den Reis mit Curry und Hühnerfleisch, die Landleute aber begnügen sich mit Reis und etwas Erbsenbrei. Zwischen 6 und 8 Uhr abends wird in fast allen Häusern gekocht und zwar so viel, daß es auch für den nächstfolgenden Tag ausreicht. Nach dem Essen wird in die rückständigen Speisen Wasser gegossen, welches dann bis zum andern Tag sauer wird und in Gährung übergeht, was dem Geschmacke der Indier ganz besonders zusagt. Kodo ist ein Ersatz für Reis und wird von ärmeren Leuten der Billigkeit wegen dem Reise vorgezogen. Eßbare Wurzeln, junge Blätter von Bäumen, Kürbisse, Rettige, Erbsen und Bohnen werden als Gemüse gegessen. Brot von Weizenmehl wird nur bei festlichen Gelegenheiten genossen. Chapatties hingegen, eine Art Pfannkuchen, der aber nicht in der Pfanne, sondern in heißer Asche von Kuhmist gebacken wird und meistens zäh wie Leder ist, wird oft bereitet. Hindus höherer Kasten leben etwas besser als das Landvolk, besonders sind Zuckerwaren und in Öl gebackene Kuchen ihre Lieblingsspeisen. Den Satnamis ist Fleischgenuß eigentlich verboten, weil sie kein Tier töten dürfen. Doch das Fleisch von gefallenem Vieh verzehren sie ungescheut und streiten mit den Schakalen selbst um Aas. In Zeiten, wo durch Seuchen viel Vieh zu Grunde geht, wird das Fleisch desselben in Scheiben geschnitten und getrocknet; diese dienen hernach gelegentlich als Delikatesse.

Was nun das Familienleben der Hindus und sonderlich der Satnamis anbelangt, so gestaltet sich dasselbe in mancher Hinsicht ganz anders als das Familienleben der Europäer. Zur Familie werden eben nicht nur Kinder und Eltern gerechnet, sondern es kommt sehr oft vor, daß z. B. drei oder vier verheiratete Brüder mit ihren Eltern, Frauen und Kindern zusammenleben. Alle geben ihren Verdienst dem Vater, welcher Hausherr ist und für alle sorgt, und dem auch alle gehorchen. Oft aber kommt es vor, daß die jüngeren Brüder, nachdem sie sich verheiratet haben, sich von der Familie trennen und einen eigenen Hausstand gründen. Dies geschieht aber nur, wenn die Frau

des jüngeren Bruders zu viel von der Frau des älteren Bruders zu leiden hat, denn diese, ihre ältere Schwägerin, ist die Herrin der jüngeren, der diese zu gehorchen hat. Solange der Vater lebt, ist er in der Regel der Herr und das Haupt der Familie. Er leitet und ordnet alles, selbst wenn die Söhne verheiratet sind und eigene Kinder haben. Stirbt aber der Vater, oder wird er krank oder kindisch, so tritt der älteste Sohn an seine Stelle. Er wird das Haupt der Familie, und seine Frau hat die Leitung des Hauses und die Aufsicht über ihre Schwägerinnen. Diese haben vor ihr niederzufallen, ihr die Füße zu küssen, sie anzubeten, ganz einerlei, welche Behandlung sie ihnen zuteil werden läßt. Das Gleiche ist bei den jüngeren Brüdern dem älteren Bruder gegenüber der Fall. Mag derselbe noch so tyrannisch gegen sie verfahren, sie schelten, schlagen und verfluchen, sie werden doch nicht unterlassen, ihm die schuldige Ehrerbietung zu erweisen und ihn Vater und Versorger zu nennen. Wo aber je eine Schwiegertochter der Schwiegermutter nicht gehorchen, oder eine jüngere Schwägerin der älteren die gebührende Ehre versagen würde, so würden deren Männer ohne viele Umstände durch Schläge ihre Ehefrauen gar bald zur Raison bringen. Wenn aber ein jüngerer Bruder gegen den älteren sich auflehnen oder Scheltwort mit Scheltwort vergelten möchte, so würde er von der öffentlichen Meinung gerichtet werden.

Geschieht es, daß der eine oder andere Sohn oder Bruder erklärt, daß er in der Familie nicht mehr bleiben wolle, weil entweder er oder seine Frau zu viel mißhandelt werde, so wird, wenn alles Zureden sich fruchtlos erwiesen hat, zur Teilung des Vermögens geschritten. Ein vollständiges Inventar alles Eigentums wird aufgenommen und der Geldwert desselben festgesetzt. Zu gleichen Teilen wird dann das Ganze unter alle Brüder verteilt, doch hat jeder von seinem Anteil dem ältesten Bruder ein Viertel zurückzuzahlen. Würde demnach die Summe von 96 Rupies unter vier Brüder geteilt, so erhielte der älteste 42 Rupies, die andern je 18. — Ist ein Bruder noch nicht verheiratet, so sind auch die Hochzeitskosten ebenfalls noch zum voraus abzuziehen. Es ist merkwürdig, wie weit die Verwandtschaft unter den Hin-

dus und Satnamis sich erstreckt, und es ließe sich ein Buch über alle Regeln schreiben, welche von den einzelnen Familiengliedern in ihrem Verhalten zu den Verwandten zu beobachten sind. Vater, Mutter, Schwiegereltern, älteste Brüder und ihre Frauen, Onkel und Tanten, wenn diese älter sind als die Eltern, ältere Schwäger, Großvater von Vaters Seite, Neffen oder Söhne der älteren Brüder und noch andere Verwandte müssen von seiten des Mannes geehrt werden. Er hat diesen Verwandten die Füße zu küssen und zu waschen; er redet sie nur mit „Sie" an, darf ihre Namen aus Hochachtung nicht aussprechen, sondern hat sie mit ihrem Verwandtschaftsnamen zu nennen und muß ohne Widerrede und Murren ruhig ihre Schmähungen und Schimpfreden ertragen. Alle Verwandten aber, die im jüngeren Grade stehen, braucht er nicht zu ehren, sondern hat sie (um des guten Tones willen), so oft als es angeht, zu schmähen. Schwiegermütter, jüngere Schwäger von seiten der Frau und die Großeltern derselben dürfen geschimpft werden. Dann gibt es wieder Verwandte, mit denen nicht geredet werden darf. Zu diesen gehören die Frauen der jüngeren Brüder, ältere Schwestern und jüngere Tanten der Frau. Ja, aus den Händen dieser Klasse von Familiengliedern darf man nichts empfangen und ihnen auch nicht so nahe treten, daß man mit ihrem Schatten in Berührung käme. Geschwisterkinder werden als Brüder und Schwestern angesehen und genießen die gleichen Vor- oder Nachteile wie diese. Frauen haben dem Schwiegervater, dem älteren Schwager, den Schwiegeronkeln und ihren Frauen, sowie allen obengenannten Verwandten in der Art Ehre zu erweisen, daß sie vor diesen Personen das Haupt verhüllen, es vermeiden, in ihre Nähe zu treten, vor ihnen niederfallen und sie nicht anreden dürfen.

Verschieden sind auch die Begrüßungsweisen der Verwandten unter sich. Frauen fallen den Schwestern, Tanten und älteren Brüdern um den Hals und dürfen nur mit kläglicher, weinender Stimme die Erlebnisse seit der letzten Begegnung erzählen, was sie dabei aber oft auf poetische Weise in Versen vollbringen. Mütter küssen ihre Kinder, Enkelkinder und Schwiegertöchter auf

die rechte Wange. Kinder hingegen fallen den Eltern zu Füßen. Andere Verwandte werden begrüßt, indem man entweder mit der Hand den Fuß derselben berührt, oder auch sich gegenseitig die Hand reicht und solche hernach an die Stirne legt. Namensbrüder und Namensschwestern werden zu Verwandten gerechnet, sowie solche, mit denen man einen Freundschaftsbund schloß. Verwandte aber und alle, die dazu gezählt werden, dürfen unter sich nicht heiraten, mit alleiniger Ausnahme von des ältesten Bruders Frau, welche nach dem Tode ihres Mannes von einem jüngeren Bruder desselben geheiratet wird. Das Verbot der Heirat wird bei den Satnamis noch über die Familienverwandtschaft hinaus aufs ganze Geschlecht übertragen. So darf kein Glied des Geschlechtes „Felddornen" ein anderes Glied dieses Geschlechtes, oder ein Glied des Geschlechtes „Wurzelgräber" ein Glied dieses Geschlechtes heiraten.

Die Frau verehrt ihren Gatten als ihren Herrn und Gebieter. Sie fällt ihm zu Füßen, wäscht dieselben und betet ihn an. Sie redet von ihm nie anders als von ihrem Herrn, oder als vom Vater ihrer Kinder. Eine ordentliche Satnami- oder Hindufrau wird nicht einmal vor Gericht es wagen, den Namen ihres Mannes über ihre unheiligen Lippen zu bringen. Der Mann dagegen betrachtet seine Frau durchaus nur als Dienerin. Er erniedrigt sich nicht so weit, sie zu grüßen oder gar sie zu küssen, und redet er sie an, so geschieht es in einem barschen und herrischen Ton. Trotz alledem ist die Knechtschaft der Frau meistens nur eine scheinbare. Gute Kenner der indischen Verhältnisse meinen, daß doch in Wirklichkeit über ein Drittel indischer Familien von den Frauen regiert würden. Da die Ehen meistens geschlossen werden, wenn die betreffenden Personen noch Kinder sind, die oft erst im zweiten oder dritten Jahre stehen, so ist von Liebe kaum eine Spur vorhanden, oft aber viel von dem Gegenteil. Schenkt der Herr der jungen Frau als erstes Kind einen Sohn, so hat sie das Wohlgefallen des Mannes erworben, und geschieht es, daß mehrere Söhne nach einander geboren werden, so erscheint es dem Manne als ganz selbstverständlich, daß er seiner also gesegneten Frau gehorche. Wehe aber dem armen Weibe,

dem der Herr Kinder versagt, oder der Frau, welche nur Mädchen das Leben schenkt. Sie wird als eine von den Göttern Verfluchte betrachtet, und der Gatte und seine Verwandtschaft machen ihr das Leben so schwer, daß sie entweder das Haus verläßt oder aber darauf dringt, daß ihr Mann eine zweite Frau nimmt. In diesem Falle hat ihr die zweite Frau zu dienen und sie zu ehren. In allen Fällen, wo ein Mann mehrere Frauen besitzt, hat die erste derselben das Vorrecht und ist Herrin. Deshalb ist es den Frauen nur genehm, wenn ihre Männer sich öfters verheiraten. Jede neue Frau vermehrt die Ehre, Gewalt und Bequemlichkeit der ersten, zweiten, dritten u. s. w. Mag eine Frau nun auch noch so sehr die Oberhand im Hause haben, ihrem Manne gegenüber bleibt sie in unterthäniger Stellung. Ehe er gegessen hat, rührt sie keine Speise an, um sich selbst zu sättigen. Auf der Straße folgt sie ihm nicht Seite an Seite, sondern in ehrfurchtsvoller Scheu in einiger Entfernung. Von ihrem Herrn erwartet sie unter keinen Umständen Handreichung in Ausübung ihrer häuslichen Arbeiten und wird im Krankheitsfalle immer fremde Hilfe suchen. Sie pflegt den Mann mit Aufopferung und Treue, und ob sie auch noch so sehr mißhandelt, geschmäht und gezüchtigt würde, so wird sie nie klagen, sondern das alles als ihr von Rechts wegen zukommend erdulden. Und solche Mißhandlungen sind nicht etwas Seltenes. Manche Männer machen es sich zur Pflicht, ihre Frauen jede Woche wenigstens einmal zu schlagen, mögen diese schuldig oder schuldlos sein, nur damit sie den gehörigen Respekt vor ihren Männern bewahren. Daß diese Verhältnisse sich aber nur bei Heiden und Mohammedanern finden, ist wohl selbstverständlich. Wo das Evangelium in einem Hause eingezogen ist, hat es auch dieser Finsternis und dieser Knechtschaft Bande gebrochen, und gewiß ist's, daß solche Hindu- und Satnamifrauen in christlichen Verhältnissen noch in weiterem Umfange als wir das Wort verstehen lernen: Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei. *)

---

*) Anmerkung. Die Padma Puran Shastrer (ein heiliges Buch der Hindus) sagt: Eine Frau hat keinen andern Gott auf Erden als ihren Mann. Ihr Mann mag krumm sein, alt, kränklich, böse in seinen Gewohnheiten: er mag cholerisch sein, verschwenderisch,

Daß die Kindererziehung bei den Indiern im argen liegen muß, bezeugen die späteren Früchte. Ein Knabe, der ja überall in allen Familien wie ein Hausgötze behandelt wird, schlägt ungestraft seine Mutter, wenn sie nicht seinen Willen thut, und hebt auch seine Hand gegen den Vater auf. Lernt der Knabe gut lügen und schimpfen, so schmunzeln die Eltern und loben den Knaben über seine Schlauheit und Dreistigkeit. Prügelt er seine Schwestern, so heißt es: der wird einstens seine Frau zu behandeln wissen, wie es sich gehört. Geschlechtliche Sünden werden den Kindern beiderlei Geschlechts, sobald es nur sein kann, angelernt, und zwar meistens von den Müttern; es ist unglaublich für diejenigen, die nicht Augen- und Ohrenzeugen gewesen sind, mit welcher absoluten Schamlosigkeit in diesem Stücke vorgegangen wird. Schamhaftigkeit ist deshalb auch ein ganz unbekannter Begriff, sowohl unter Hindus, wie unter den Satnamis. Die Erziehung der Kinder in Bezug auf das Lernen und Ausüben der verwandtschaftlichen, sozialen und religiösen Gesetze, Rechte und Ordnungen liegt gewöhnlich in der Hand der Großmutter. Darauf verwendet sie all ihr Wissen und all ihr Können. Kennt aber ein heranwachsender Knabe die wichtigsten dieser Kastengesetze und die Verordnungen in Bezug auf Verwandtschaft und Eheleben, so ist er vollendet und kann alles andere Wissen und Können leicht entbehren.

Ist im Privat- und Familienleben der Eingeborenen kein Fortschritt zum Besseren zu bemerken, es sei denn da, wo das Evangelium Wurzel gefaßt und christliche Anschauungen, Sitten und Gebräuche zur Geltung gekommen sind, so hat doch die englische Regierung in Indien großen Einfluß auf die Entwicklung des öffentlichen Lebens ausgeübt. Volksbildung, Handel und Gewerbe sind die Zweige, in welchen, wenn auch ein langsamer, so doch ein stetiger Fortschritt sich bemerkbar macht.

---

ein Trinker, Spieler, Hurer, rücksichtslos und leidenschaftlich wie ein Dämon; er mag in dieser Welt aller Ehre bar, blind und taub sein; seine Schlechtigkeiten und seine Fehler mögen ihn niederdrücken, aber nie soll sein Weib ihn anders anschauen als ihren Gott. Sie soll ihm dienen mit all ihrer Kraft, ihm gehorsam sein in allen Dingen; seine Fehler soll sie nicht beachten und ihm keine Ursache zur Unruhe geben. In Gegenwart ihres Mannes soll die Frau nicht auf die eine oder andere Seite schauen, ihre Augen sollen auf ihn gerichtet sein, um seine Befehle zu empfangen.

Große Anstrengungen hat bisher die Regierung gemacht und dabei keine Kosten gescheut, um das Schulwesen zu heben und die allgemeine Bildung zu fördern, und wenn heute doch nur 5 Prozent unter dem männlichen Geschlecht lesen und schreiben kann (unter dem weiblichen aber nur 0,15), so ist die große Abneigung der Hindus gegen alle Bildung aus religiösen Gründen zu erklären, während bei den Chamars Indolenz die Ursache des geringen Erfolges ist. Von etwa 400,000 Chamars in Chattisghar können nur etwa 1100 lesen, von den 1,533,000 Ureinwohnern aber nur 810.

Besser stellt sich das Ergebnis bei den höheren Hindukasten. Besonders sind es die Brahminen und die Klasse der Kaufleute, welche die höheren Unterrichtsanstalten, Hochschulen, Colleges und Universitäten besuchen. In Chattisghar, wo in den Distrikts-Hauptstädten Hochschulen etabliert sind, werden dieselben auch von den höheren Shudrakasten, besonders von den Kasten der Goldschmiede und Gelbgießer, besucht. Da wissenschaftliche Bildung ein Erfordernis für irgend ein Regierungsamt ist, so drängen sich die jungen Leute in diese Schulen, und da die Hindus von Natur mit reichen Geistesgaben ausgerüstet sind, ist der wissenschaftliche Standpunkt, den sie erreichen, ein verhältnismäßig sehr hoher. Englische Elementarschulen finden sich in den Kreisorten Simga, Drug, Dhamtari, Rajim und Areng. In den Dörfern aber sind Vernacularschulen *) etabliert, in denen die Jugend in der Hindisprache im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Geographie unterrichtet wird. Die Lehrer empfangen ihre Ausbildung in den Normalschulen, vornehmlich in Raipur.

Auf die Industrie, welche durchweg Handindustrie ist, hat die Schulbildung bis jetzt wenig Einfluß gewonnen. Gold-, Kupfer-, Eisen- und Blechschmiede, Weber, Färber, Wagenbauer, Schreiner und Zimmerleute bedienen sich heute noch der Handwerkszeuge, wie sie zur Zeit der Altvordern im Gebrauche waren. Jede Neuerung ist den Hindus verhaßt, doch hat die Nähmaschine bei den Schneidern Eingang gefunden; diese gehören also auch in Indien zur Fortschrittspartei. Industrieschulen, wie eine solche

*) Volksschulen, eigentlich einheimische Schulen.



Hindu-Gelehrter.

schon vor vielen Jahren in Raipur errichtet war, können nur sehr langsam die heimische Industrie beeinflussen, weil der Hindu zu sehr am Alten und Hergebrachten festhält. Das zeigt sich recht auffallend beim Ackerbau. Der Pflug, wie er vor Jahrtausenden gebraucht wurde, ein krummer Ast mit einer Eisenspitze versehen, wird heute noch jedem andern vorgezogen. Als Egge bedient sich der Bauer eines sechs Fuß langen Balkens; ein gabelförmig gewachsener Ast vertritt die Stelle einer Heugabel. Die Viehzucht liegt sehr danieder, denn da der Hindu kein Tier tötet, am allerwenigsten eine Kuh oder einen Ochsen, und da er überdies zu faul ist, sich mit Butter- und Käsefabrikation in größerem Maßstabe abzugeben, so hat er von der Viehzucht wenig Gewinn. Er nimmt sich deshalb auch gar nicht die Mühe, für die dürre Zeit Heu zu sammeln. Wäre es nicht für die Ochsen, welche in Indien das am meisten geschätzte Zugvieh liefern, so würde jeder Versuch, Viehzucht zu treiben, von vornherein ein Defizit ergeben. Der Schafzucht wird mehr Sorgfalt zugewendet, um der Wolle willen. Auch schlachten die Mohammedaner die Schafe, deren Fleisch teilweise auch von einigen Kasten der Hindus gegessen wird.

Am bedeutendsten hat sich unter Englands Vormundschaft der Handel gehoben und den Verkehrswegen und Mitteln ist viel Aufmerksamkeit zugewendet worden. Straßen, welche diesen Namen verdienen, gab es früher nicht. Von Dorf zu Dorf zogen sich wohl während der trockenen Jahreszeit Wege hin, die dadurch hergestellt wurden, daß die Dämme, welche die vielen kleinen Reisfelder umgaben, an Stellen zertrümmert wurden, um einem Ochsenwagen Durchlaß zu gewähren. In der Regenzeit aber wurden die Dämme wieder hergestellt und aller Verkehr hörte auf. Bäche und Flüsse waren nicht überbrückt und deshalb oft unpassierbar. Nur wenn ein hoher englischer Beamter seine Provinz oder seinen Distrikt bereiste, wurden in aller Eile durch Tausende von Kulis Wege und Straßen hergestellt, die aber sogleich wieder verschwanden, wenn der inspizierende Beamte seine Reisen vollendet hatte. In dieser Beziehung ist nun aber Wandel geschafft worden. Einige prächtige Kunststraßen verbinden die Städte Nagpur, Raipur, Rajim, Areng, Belaspur und Sambalpur

und gute Brücken ermöglichen den Verkehr auch in der Regenzeit. Eine Eisenbahn, welche Bombay und Calcutta mit einander verbindet und Chattisghar durchschneidet, erleichtert und befördert den Verkehr in jeder Hinsicht und reguliert Ausfuhr und Einfuhr in stetiger Weise. Sowohl die Kunststraßen als auch die Eisenbahn haben auf die althergebrachten Verkehrsmittel mächtig eingewirkt und zu vielen Verbesserungen Anlaß gegeben. Nur sehr selten trifft man noch den Palankin, in welchem die Wohlhabenderen sich von einer Anzahl Kulis durchs Land tragen ließen. Verschwunden sind auch die Ochsenkarawanen, welche manchmal aus Hunderten von beladenen, mit Muscheln und Pfauenfedern geschmückten Ochsen bestanden und von phantastisch gekleideten Treibern, männlichen und weiblichen Geschlechts, geleitet wurden. Die primitiven und obwohl starken, so doch um ihrer schmalen, einschneidenden Räder willen für gute Straßen unbrauchbaren Wagen haben einer mehr praktischen, mit breiten Rädern versehenen Art von Güterwagen Platz gemacht, obschon die ersteren auf den Landwegen immer noch im Gebrauche sind. In Abständen von zehn, zwölf oder mehreren Meilen sind an den Heerstraßen sogenannte Dakbangalows, Absteigehäuser für die Reisenden, erbaut, wo letztere ausruhen und herbergen können. Ein Chansama, d. h. ein Angestellter, welcher Koch und Aufwärter ist, bedient die Reisenden mit Speise und Getränk nach festgesetzten Preisen.

Die Post wird durch Läufer schnell und sicher besorgt. An einem Stecken, der nach Lanzenart mit eiserner Spitze versehen ist, trägt der Läufer in einem wasserdichten Sacke die nicht über fünfzig Pfund betragende Post. Ohne Aufhalten, in gleichmäßigem Trab, trägt er seine Last bis zur nächsten Tappa, einer Lehmhütte, wo ein weiterer Läufer auf ihn wartet, der wiederum den Sack auf die Schulter wirft und davonrennt, um seine Strecke (sechs Meilen im Durchschnitt) zurückzulegen. In den Waldgegenden, wo wilde Tiere die Wege unsicher machen, tragen die Läufer bei Nacht, zur Abwehr der Tiger und Panther, Fackeln, werden aber trotzdem oft ein Opfer ihres gefährlichen Berufes. Eine bequeme Einrichtung des trefflich organisierten Postdienstes

in Indien sind die Briefträger, welche die Briefe nicht nur in den Städten dem Adressaten überbringen, sondern denselben auch aufsuchen, wenn er auf Reisen sich befindet. Erfährt ein Postmeister, daß ein Beamter oder ein Missionar sich auf Reisen befindet, so wird seine Post ihm von Ort zu Ort nachgesandt, und extra angestellte Läufer suchen den Empfänger auch an den entlegensten Orten, oft mitten im Urwald, auf.

Religiöse Sitten und Gebräuche der Hindus und Satnamis.

Die Religion hat zu allen Zeiten die Sitten und Gebräuche der Völker bestimmend beeinflußt. Je weiter eine Religion sich von Wahrheit und Liebe und Gerechtigkeit entfernt, um so unedler, roher und grausamer erscheinen auch die Sitten und Gebräuche. Sie sind eben Früchte, welche die Natur des Baumes erkennen lassen. Die Religion der Hindus ist im großen und ganzen für alle Kasten eine und dieselbe, wenn auch die Namen der Götter und manche Zeremonien verschieden sind. Deshalb finden sich auch bei allen Kasten dieselben Sitten und Gebräuche vor, mit nur geringen Modifikationen bei den verschiedenen Kasten. —

Begleiten wir einmal einen Hindu auf seinem Lebensgange, von der Geburt an bis zum Grabe, oder bis zu dem Punkte, wo die letzten Überreste seines Gebeins in die Fluten des Ganges oder des Nirbuddhas versenkt werden, und wir werden auf eine Reihe von eigentümlichen Sitten und Gebräuchen stoßen.

Wenn die Zeit da ist, von der es heißt: das Weib hat Angst, denn ihre Stunde ist gekommen, so erscheinen auch in Indien die klugen Frauen (deren es dort so viele gibt, als überhaupt Frauen vorhanden sind) und beschweren den Leib der Dulderin mit großen Steinen, so daß sie unter ihrer Last sich nicht drehen noch wenden kann. Hat trotz dieser unnatürlichen Behandlung,

welche manch junges und altes Leben zerstört, das Kind glücklich das Licht der Welt erblickt, so wird dasselbe sogleich, ohne vorhergehende Waschung, mit Ricinusöl eingerieben, wovon man ihm auch in Nase und Ohr träufelt, — eine symbolische Handlung, durch welche dem Kinde Licht und Wärme zugeführt werden soll. Ist dieses geschehen, so wird das kleine Wesen untersucht, ob sich an seinem Leibe nicht irgend ein Mal finde, welches Glück oder Unglück verheißend sei. Findet sich ein solches vor, so wird nachgeforscht, ob unter den Vorfahren des Kindes jemand gelebt, der ein gleiches Zeichen an sich trug. Ist dies der Fall und war dieser Vorfahre unglücklich, so wird dem Kinde ein neues Zeichen am Kinn, an der Nase oder neben dem Ohr eintätowiert, wodurch das angeborne Zeichen seine Kraft als böses Omen verliert und also das Kind geschützt wird.

Nun überläßt man Mutter und Kind sich selbst und zwar ohne Essen und Trinken bis zum dritten Tage, während welcher Zeit die Mutter stille liegen muß und ebenfalls mit einem schweren Steine belastet ist. Der dritte Tag ist nun für den jungen Weltbürger der erste wichtige und bedeutungsvolle Tag. Die Mutter erhält als erste Speise drei Pillen, welche aus 32 verschiedenen Gewürzen, mit Molasses vermischt, bestehen, und nach diesen Pillen warmes Wasser mit etwas Reis. Das Kind aber erhält zum erstenmal die Brust. Während das kleine hungrige Wesen sich sättigt, wird die Spitze einer Sichel glühend gemacht und damit wird das Kind zwölfmal auf den Leib gebrannt. Es soll dies ein prophylaktisches *) Mittel zur Abwehr von Krankheiten sein. Zeigen sich aber trotz dieser Prozedur, oder infolge derselben, Krankheitssymptome, so wird die Dosis einfach verstärkt. Anstatt einfacher Stiche mit der glühenden Spitze der Sichel werden nun längliche Brandwunden hervorgebracht, oder es wird mit einem glühend gemachten Ringe der Leib des Kindes gebrannt. Letzteres geschieht sonderlich bei den Brahminen und höheren Kasten.

Der sechste ist der zweite bedeutungsvolle Tag. An diesem badet sich die Mutter, das Kind erhält seinen Namen und die Familie begeht den Tag festlich und in Wohlleben.

*) vorbeugendes.

Die Namengebung ist aber mit vielen Umständen verbunden und geschieht durch den Dorfguru oder einen Brahminen. Hat ein Elternpaar das erstgeborne Kind durch den Tod verloren, so schreibt der Hindu-Aberglaube dieses Unglück dem Zorne oder der Bosheit der Götter zu. — Um den Zorn des Götzen zu beschwichtigen, oder vielmehr, um den boshaftigen Gott zu betrügen, wird, um das zweite Kind zu retten, folgende Komödie ins Werk gesetzt. Unter Verwünschungen wird das Kind von Weibern in ein Nachbarhaus gebracht; dort legen sie es hin, indem sie sagen, daß die Mutter diesen Balg nicht behalten, sondern ihn, weil er sie ärgere, verschenken oder verkaufen wolle. Für die Summe von 5 Kauris, d. h. fünf kleinen Muscheln, wird nun ein Scheinverkauf vollzogen und dem Kinde ein recht häßlicher Name, welcher recht viel Verachtung ausdrücken soll, gegeben, z. B. pauch kauri = 5 Kauri, oder kuni, d. h. Mörder, oder purein, d. i. Auswurf, u. dergl. — Das alles soll dazu dienen, den Göttern zu zeigen, wie unwert das Kindlein den Eltern sei, und daß, wenn sie die Eltern strafen wollen, das beste Mittel dazu sei, ihnen das unwerte Kind zu lassen. Jetzt wird das Kind wieder zurückgebracht und ihm ein blaues Bändchen um den Leib gebunden, oder es wird ihm ein Glöcklein angehängt, damit der erste böse Blick der Dorfhexe nicht auf das Kind, sondern auf das Bändchen oder das Glöcklein falle und so seine verderbliche Kraft verliere. Nun kann die versammelte Gesellschaft sich zu fröhlichem Essen niederlassen. Für das Wohl des kleinen Weltbürgers ist ja alles Mögliche gethan; die Krankheiten sind mit der Sichel besiegt, die Götter mit dem Verkauf betrogen und der böse Blick ist durch das Bändchen oder Glöcklein unschädlich gemacht. Ruhig gleitet nun das Lebensschifflein des Kindes dahin, nur werden letzterem noch zweimal täglich, während eines ganzen Jahres, Thränen entlockt, wenn es nämlich über brennendem Kuhmist geräuchert wird. Sonst aber werden Thränen und Geschrei durch Verabreichung von Opium bis zum dritten Jahre siegreich bekämpft.

Mit Vollendung des dritten Jahres tritt nun das Kind in das Alter, wo nach indischem Gebrauche der Vater für seinen

Sohn eine Lebensgefährtin zu suchen hat. Er sieht sich demnach unter den Kindern weiblichen Geschlechtes um, und findet er, entweder im eigenen oder in einem benachbarten Dorfe ein Mädchen, das seiner Ansicht nach für seinen Sohn passen möchte, so rüstet er sich zur Brautwerbung.

Diese geschieht immer im Monat März, sonst zu keiner andern Zeit. Der Vater erscheint im Hause der Eltern des Mädchens mit den Worten: sagai karneko aya hun, d. h. ich bin gekommen, um Verwandtschaft zu machen. Sogleich wird er von der Mutter des Mädchens mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen. Sie wäscht ihm die Füße und ladet ihn ein, sich im Hause niederzusetzen. Jetzt frägt der werbende Vater zuerst nach allen Verhältnissen des Hauses, nach Geld und Gut, nach Vieh und Land, nach Kindern und nach Verwandtschaft, und fallen die Antworten zu seiner Befriedigung aus, so stellt er seinen Antrag, d. h. er erniedrigt sich, um die Tochter des Hauses für seinen Sohn zu freien. Die Antwort ist in keinem Falle eine endgültige. Drei Tage Bedenkzeit werden erbeten und zugestanden, welche Zeit der Vater des Mädchens nun benutzt, um seinerseits sich nach den Verhältnissen des Brautwerbers und seiner Familie zu erkundigen. Dies darf aber nicht öffentlich vor sich gehen, sondern muß in aller Stille geschehen. Es wäre ein Verstoß gegen gute Sitte, wenn ein Elternpaar sich den Anschein gäbe, als sei es wählerisch hinsichtlich des Bräutigams und seiner Familie; sie sollen vielmehr hochgeehrt erscheinen, wenn irgend jemand sich so sehr erniedrigt, um ihre Tochter für den betreffenden Sohn zu freien. Am dritten Tage erscheint nun der Vater des Knaben wieder und erkennt sogleich am Empfang, der ihm zu teil wird, die Antwort auf seine Werbung. Wird er kühl aufgenommen, werden seine Füße nicht gewaschen, erhält er keine Einladung, ins Haus zu treten, so ist er abgewiesen; fällt ihm hingegen die Mutter des Mädchens zu Füßen und wäscht ihm dieselben, so ist sein Antrag genehm. In letzterem Falle wird nun zuallererst der Kaufpreis, welchen der Vater des Mädchens verlangt, genannt, und die Kleider bestimmt, welche an die Mutter, die Schwestern und andere weibliche Anverwandte der Braut zu

entrichten sind. Es wird gehandelt und gefeilscht, bis endlich diese Seite der Verlobung zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt ist. Man schreitet nun zur Festsetzung des Verlobungstages, welcher unter den Tagen vor oder nach dem Neumond im Monat Mai durch den Guru oder durch den Brahminen ausgewählt wird.

Drei Tage lang vor dem festgesetzten Tage werden nun die zu verheiratenden Kinder mit Safran und Öl eingerieben und alles im Hause der Braut für eine großartige Feier vorbereitet. Am Nachmittage des Trautages aber erwartet die Braut mit ihren Angehörigen an der Dorfgrenze den Bräutigam, welcher bald in Begleitung seiner Eltern und Verwandten erscheint, mit großen Ehren empfangen und nach dem Hause der Braut geleitet wird. Bei niedrigen Kasten geschieht dies zu Fuß, bei hohen Kasten aber im Palankin.

Jetzt beginnt eine Reihe von merkwürdigen Zeremonien, welche mit geringen Modifikationen bei sämtlichen Kasten sich wiederfinden. Bei den Kumbirs, d. h. der Bauernkaste, gestalten sie sich in folgender Weise: Vor dem Hause der Braut setzt sich die ganze Gesellschaft in zwei lange Reihen auf den Boden. Dem Bräutigam gegenüber sitzt die Braut. Ihnen zur Linken sind die Mütter und sämtliche weiblichen Anverwandten placiert, zu ihrer Rechten die Väter und die männlichen Verwandten, so daß den Frauen gegenüber die Männer zu sitzen kommen. Auf ein vom Dorfguru (Dorfpriester) gegebenes Zeichen hin neigen die Braut und ihre Anverwandten die Köpfe und nehmen eine demütige Stellung an, während die Bräutigamsreihe samt und sonders zu toben, zu schimpfen und zu lästern beginnt. Die Braut tritt ja nach vollendeter Hochzeit in die Verwandtschaft ihres Mannes und vermehrt diese um ein weiteres Glied jener, wie man in Indien glaubt, von den Göttern verfluchten Wesen, Weiber genannt. Etwa eine Viertelstunde lang dauert die Aufregung, bis alle möglichen und unmöglichen Schimpfwörter gebraucht und die still zuhörende Brautreihe jeglichen Hohn und Spott über sich hat ergehen lassen. Wieder gibt der Guru ein Zeichen, und nun wird sämtlichen Gliedern der Bräutigamsabteilung aus einem Kruge ein Schluck Wassers gereicht, welches sie im Munde behal-

ten, bis auf ein drittes Zeichen sie dieses Wasser den gegenüber sitzenden Brautleuten ins Gesicht speien. Dies geschieht in der Weise, wie sie einander gegenüber sitzen, der Bräutigam bespuckt seine Braut, sein Vater die Mutter der Braut, seine Mutter den Vater der Braut und so weiter. Jetzt erhebt sich die Brautreihe und fällt der andern zu Füßen und dankt für den Liebesdienst, welchen jene ihnen erwiesen, indem die Eltern der Braut besonders an den Bräutigam folgende Worte richten: Unsere Schmach hast du von unserem Halse genommen, die Last, welche die Götter uns auferlegt, hast du abgehoben.



Indische Bräute.

Darauf werden zwei Zipfel der Kleider des Bräutigams und der Braut in einen Knoten gebunden und die Ehe ist geschlossen. Es folgt nun noch eine besondere Zeremonie, welche darthun soll, welches von beiden Vermählten im späteren Leben als das stärkere sich erweisen wird. Es wird ein Pfosten in den Boden

gerammt und an denselben werden zwei Stricke gebunden. Braut und Bräutigam fassen, einander gegenüberstehend, jedes ein Ende eines Strickes, und nun beginnt eine Jagd um den Pfosten herum, wobei eines das andere zu fangen trachtet. Wem dies glückt, das wird nun als dasjenige betrachtet, welches in Zukunft die Herrschaft im Hause an sich reißen wird.

Unterdessen ist im Hause das Festessen bereitet worden, und während dreier Tage wird nun die Hochzeit fröhlich und in Wohl leben gefeiert. Am vierten Tage aber zieht die ganze Gesellschaft ins Haus des Bräutigams, wo nochmals ein Festtag verlebt wird. Hierauf kehrt die Braut mit ihren Angehörigen nachhause zurück. Obschon erst zwei oder drei Jahre zählend, erhält sie doch alle Abzeichen der verheirateten Frau. Ihr Haar wird gescheitelt, der Scheitel mit Zinnober rot gefärbt und die Churi, die Glasringe, werden an ihren Vorderarmen befestigt, doch darf sie ihr Haupt nicht bedecken; dies letztere darf erst beim Eintritt in die Jungfrauschaft geschehen.

Ist diese Zeit gekommen, welches Ereignis in Indien mit dem neunten bis elften Jahre einzutreten pflegt, so wird wiederum eine Festlichkeit veranstaltet. Der Vater der jungen Frau begibt sich unverzüglich ins Haus des jungen Ehemannes und überbringt die Nachricht: mur dhakti hai, d. h. sie hat das Haupt bedeckt, und sogleich hat er sein junges Weib zu sich zu nehmen, wenn auch der angehende Gatte oft kaum älter ist als seine Frau und erst 13 oder 14 Jahre zählt. Von nun an leben sie als Ehegatten. Dieses Heimholen nennt man Parthony oder Auslösung. Auf die erste Heimholung können aber noch zwei andere folgen. Ist nämlich die junge Frau einige Tage im Hause ihres Gatten gewesen, so läuft sie, wenn er sie nicht gut bewacht, von ihm fort, sie kehrt ins väterliche Haus zurück, wo sie ein volles Jahr zu bleiben berechtigt ist. Wird während dieser Zeit ein Kind geboren, so gehört dasselbe nicht dem Vater, sondern dem Schwiegervater desselben. Soll die Frau aber überhaupt zu ihrem Manne zurückkehren, so hat eine zweite Parthony zu geschehen, eine zweite Auslösung. Der Ehegatte hat aufs neue den Kaufpreis zu bezahlen und Geschenke zu geben. Läuft sie zum

zweitenmal fort, so findet eine dritte Parthony statt, eine vierte aber ist nicht gesetzlich. Hat nun die Frau das Recht, zweimal dem Manne fortzulaufen und sich zweimal auslösen zu lassen, so hat der Mann seinerseits das Recht, sein fortgelaufenes Weib sitzen zu lassen und eine andere an ihrer Stelle zu nehmen. Er kann nicht gezwungen werden, sie auszulösen. In diesem Falle wird sie vom Vater verkauft, aber nur an einen Witwer, und nicht als rechtmäßige Frau mit Erbrecht, sowie ohne Heirats-Zeremonien. Es werden ihr vom neuen Manne bloß die Churi angelegt, die Glasringe, wie das bei jeder zweiten oder dritten Frau geschieht, welche ein Mann nimmt.

Allen Kasten gemeinsam sind auch die Gebräuche, welche beim Sterben eines Hindu beobachtet werden, sowie die Totenfeier. Ist das letzte Stündlein für ihn gekommen, so wird der Guru gerufen, der Priester. Dieser redet auf den Sterbenden ein: Hari bol, Hari bol, Ram bol, Ram bol! d. h. „Rufe den Hari, den Ram an!“ Kann der Sterbende dies nicht mehr thun, so wird er vom Bette weggehoben und auf einen mit Kuhdünger gestrichenen Platz auf den Boden gelegt. Von einem goldenen Ohrringe wird alsdann ein Stück abgeschnitten, breit geschlagen und in acht Stücke zerteilt. Diese werden nun mit saurer Milch dem Kranken eingegeben. Dann erfaßt der Sterbende den Schwanz eines Kuhkalbes, welches an sein Lager geführt worden, und kann er selbst nicht zugreifen, so wird der Schwanz ihm doch im Glauben in die Hand gelegt, daß dieses Kalb, als göttliches Tier, die Seele des Sterbenden aus allem Übel herausreißen werde. Dieses Kalb wird nachher dem Enkel des Toten oder seinem liebsten Anverwandten überlassen.

Hat der Mensch den letzten Atemzug gethan und sein Auge für immer geschlossen, so wird die Schnur, welche jeder Hindu um den Leib gebunden trägt, abgerissen. Der Priester taucht seine Hand in flüssige Butter und drückt dieselbe als letztes Zeichen auf das Herz des Toten, das er mit sich hinüber ins Jenseits nimmt. Er wird dann entkleidet, mit Öl gesalbt und in ein sechs Yard langes weißes Stück Musselin, welches keine farbigen Teile enthalten darf, gewickelt. Die Bettstelle des Verstorbenen

wird umgedreht, so daß die Füße aufwärts gerichtet bleiben, und der Tote darauf gelegt. Während diese Zeremonien vor sich gehen, darf aber kein Weib noch irgend ein Angehöriger einer andern Kaste zugegen sein, weil dadurch der sonst reine Tote unrein und vom Begräbnis ausgeschlossen werden würde.

Bei den Kasten, welche ihre Toten beerdigen, wird der Verstorbene entweder sitzend, oder auf dem Rücken oder dem Gesicht liegend, ohne Sarg in die Gruft gelegt. Ist er gebettet, so werden als Wegzehrung ins Jenseits Reis, Weizen, Milch, Butter u. dergl. auf ihn gelegt; dann wirft der nächste Anverwandte, und alle andern ihm nach, eine Handvoll Erde auf ihn. Das Grab wird aufgefüllt und die Bettstelle des Verstorbenen als einfaches Grabmonument umgekehrt daraufgelegt. Die Trauergesellschaft aber bleibt acht Tage lang unrein. Sie geht während dieser Zeit ungewaschen und ungekämmt in schmutzigen Kleidern einher. Am achten Tage erst badet man sich, ein Festessen wird bereitet und alles ist nun wieder rein. Nur die Witwe des Verstorbenen nicht. Ihre Haare werden abrasiert, ihre Churi zerbrochen, ihr Geschmeide wird weggenommen und ein unreines Kleid ihr angezogen. Eine zweite Heirat kann sie nicht mehr eingehen, sie bleibt verflucht ihr lebenlang. Den Grund zu dieser Behandlung gibt der Aberglaube der Hindus, daß ihr sündhaftes Leben in einer vorangegangenen Welt die Todesursache ihres Mannes sei. Es ist kein Wunder, daß Hinduwitwen von jeher es vorgezogen haben, mit den Leichen ihrer Männer auch sich selbst verbrennen zu lassen, als lebenslänglich in Schmach und Schande, in Jammer und Elend zu leben. Solche Witwenverbrennungen kommen deshalb auch heute noch vor, obschon sie von der englischen Regierung verboten sind. Es wird freilich keine Witwe gezwungen, sie besteigen den Holzstoß freiwillig und werden dadurch Satis, Heilige, ja nach dem Glauben der Hindus „Erlöserinnen ihrer Männer.“ Es wird die Selbstverbrennung einer Witwe als das größte dharm karm, d. h. das größte Werk der Gerechtigkeit, angesehen, das überhaupt verrichtet werden kann.

Ähnliche Gebräuche werden beim Tode einer Frau beobachtet. Sobald sie gestorben ist, werden ihre Haare gekämmt und das rote Zeichen auf dem Scheitel erneuert; ihre Churis werden ihr gelassen. Lebt ihr Mann noch, d. h. ist sie nicht als Witwe gestorben, so wird ihr der Name Phagiamani beigelegt, d. h. Gesegnete; ist doch ihr Tod, vor dem ihres Mannes, dem Hindu ein vollgültiger Beweis ihres guten Wandels in einer früheren Welt.

Hat aber der Verstorbene vor seinem Tode nicht „Guru" gemacht, d. h. hat er keinen Guru, keinen Führer fürs Jenseits, sich erwählt, wie dies Pflicht eines jeden Hindu ist, so wird seine Seele nach Hindu-Aberglauben ein Gespenst, welches verdammt ist, die Überlebenden zu quälen. Um nun aber dem Gespenst die Möglichkeit zu schaden zu nehmen, werden die Augen des Toten mit Senf gefüllt, damit das Gespenst nicht sehen könne; der Mund wird mit scharfen Gewürzen vollgepfropft, damit das Gespenst die Stimme verliere und niemanden schrecken könne. Durch den Kopf aber wird im Grabe ein Bambusrohr getrieben, damit das Gespenst, in der Erde festgenagelt, nicht zum Schrecken derer umherwandere, welche es zu quälen beabsichtigen würde. Das sind Vorsichtsmaßregeln, von denen freilich die letzte die vorhergehenden völlig überflüssig zu machen scheint. Aber der Hindu geht am liebsten sicher, nach dem Sprichwort: Zwei Schlösser halten sicherer als eins.

Bei den Kasten, welche ihre Toten verbrennen, geschieht auch diese Feier in Befolgung festgesetzter Regeln. In der Nähe eines Flusses oder eines Teiches werden die Zurüstungen zur Verbrennung der sterblichen Überreste getroffen. Ein Stoß von Chena, d. h. Fladen aus getrocknetem Kuhmist, wird errichtet. Auf sieben Schichten solcher Fladen wird der Tote gelegt und dann werden über ihn weitere Schichten von Chena, Holz und Gras gehäuft. Rücklings nähert sich der nächste Anverwandte des Verstorbenen mit einem langen Bambusrohr, an dessen einem Ende ein mit Öl getränkter brennender Lappen befestigt ist, dem Stoße und versucht, das dürre Gras des Stoßes in Brand zu setzen. Dabei ist es ihm aber nicht erlaubt, sich umzuwenden

und einen Blick auf den Stoß selbst zu werfen. Die übrigen Anverwandten sitzen von ferne, ihre Angesichter dem Toten zugewendet. Wenn das Ganze etwas heruntergebrannt ist, so muß der Leichnam umgewendet werden, was wieder blindlings zu geschehen hat, wobei es nicht selten vorkommt, daß die Leiche aus der Glut herausfällt und dann wieder mit großer Mühe rücklings in dieselbe zurückgestoßen werden muß. Nachdem das Ganze verbrannt ist, nähern sich die Anverwandten, sammeln die noch vorhandenen, nicht verbrannten Knochen und zerschlagen dieselben mit Steinen. Einzelne Splitter von den Knochen der Finger und Zehen, des Brustbeins und des Schädels werden in einen Topf gesammelt und mit etwas Reis und Gängeslehm vermischt. Dann wird der Topf zugebunden und unter die Wurzeln eines Pipalbaumes (welcher in Indien für heilig gilt) vergraben. Über diese Reliquie wird an einen Ast des Baumes ein mit Wasser gefüllter Topf gebunden, dessen Boden mit einem kleinen Loche, durch welches ein Strohhalm gezogen ist, gehängt, so daß das Wasser langsam auf die vergrabenen Knochen tröpfelt. Dies geschieht acht Monate lang. Nach dieser Zeit werden die Überreste wieder hervorgeholt; der Dorfpriester nimmt sie aus dem Topfe, bindet sie in ein Säcklein und hängt dasselbe dem nächsten Anverwandten um den Hals. Sofort hat dieser mit seiner Last die Wallfahrt nach dem bestimmten sangam (d. h. Zusammenfluß zweier oder dreier Ströme, wo ein Wallfahrtsort sich befindet, wie bei Allahabad, am Nirbuddha oder bei Rajim) anzutreten. Obschon die Knochen heilig sind, wird der Träger durch sie unrein. Er kann also in kein Haus treten, auch nicht in das eigene, er darf nicht reiten oder fahren, sondern muß die oft viele hundert Meilen betragende Strecke zu Fuß zurücklegen. Bei seiner Ankunft wird er von den Priestern empfangen. Diesen übergibt er seine Opfer, seine Gaben im Namen des Verstorbenen. Darauf nimmt der Priester das Säcklein vom Halse des Trägers, ruft den Namen und Stand des Toten, dessen Überreste er in seiner Hand hält, aus und versenkt sie alsdann in die Fluten des Stromes. Jetzt erst beginnt für den Hindu die Seelenwanderung, welche Wanderung durch reichliche Opfer, beson-

ders aber durch Zeremonien, wie sie in nachfolgendem geschildert werden, erleichtert wird. Zuhause aber wird im Namen des Toten, nach Zurückkunft des Trägers, noch einmal ein Festessen gegeben, und alsdann ist der Verstorbene vergessen. Ganz dieselben Gebräuche finden auch mit den Knochen eines Begrabenen statt, welche nach bestimmter Zeit ausgegraben und in obiger Weise nach einem Wallfahrtsorte gebracht werden.

In Verbindung mit dem Kultus der Toten, hauptsächlich um ihre Seelenwanderung bald zum Abschluß zu bringen, findet sich noch ein ebenso eigentümlicher als abscheulicher Gebrauch vor, welcher sicherlich dazu angethan ist, so viel Geld als möglich aus den Anverwandten des Toten für die Kaste der Totengräber (welches Brahminen sind) herauszuschlagen. Da der Brahmine heilig, ja Halbgott auf Erden ist, so gibt es für den Hindu keinen höheren Wunsch, als mit dem Brahminen in Gemeinschaft zu kommen und seiner Heiligkeit und göttlichen Würde teilhaftig zu werden. Bei Leibesleben ist das nicht möglich, wohl aber nach dem Tode, und zwar in der Weise, daß der Totengräber vom Leichnam Stücke Fleisch abschneidet und dieselben ißt. Dabei verunreinigt sich der Brahmine nicht, auch wenn der Tote einer niederen Kaste angehörte, weil die Leiche heilig ist. Natürlich geschieht solch Essen nur gegen große Bezahlung. Für solche, welche die Mittel nicht aufbringen können, ist aber ein Ausweg geschaffen; es kann für den Leichnam ein Substitut gegeben werden. Dieses ist ein aus Reisteig vom Brahminen hergestelltes Bild des Verstorbenen, welches Bild vom Brahminen gegessen werden soll. Vor versammelter Trauerversammlung schickt sich der Brahmine an, für eine festgesetzte Summe das Bild zu essen. Aber kaum hat er unter entsetzlichen Grimassen einige Bissen hinuntergewürgt, so fängt er an zu protestieren und zu klagen: „Ich kann nicht mehr, ich krieg's nicht hinunter." Nun wird die Summe verdoppelt und alle bitten und betteln, daß der Brahmine doch ja noch mehr essen soll. Das ganze Bild muß ja verzehrt werden, sonst hilft's nicht und das Geld ist verloren. — Er nimmt wieder einige Brocken zu sich, läuft fort, wird zurückgeholt, sein Schlund wird wieder mit neuen Rupien schlüpfrig

gemacht, bis endlich, oft nach tagelangem Bitten und Betteln, Protestieren, Schimpfen und Zahlen, der Brahmine das ganze Bild und zugleich auch einen beträchtlichen Teil des Besitzes der Anverwandten des Verstorbenen verschlungen hat. Es ist klar, daß nur die Reichen und Großen des Landes imstande sind, soviel zu bezahlen, daß die Brahminen nicht nur das Bild, sondern gewisse Teile des Leichnams selbst auffessen, und daß dabei jeder Bissen mehr als mit Gold aufgewogen werden muß. So hat es vor einigen Jahren den Erben des Königs von Kairaghar, welch letzterer an einer schimpflichen Krankheit starb, viele Dörfer und Elefanten, viel Gold und Juwelen gekostet, bis der Leichnam des Königs auf obige Weise verzehrt worden war.

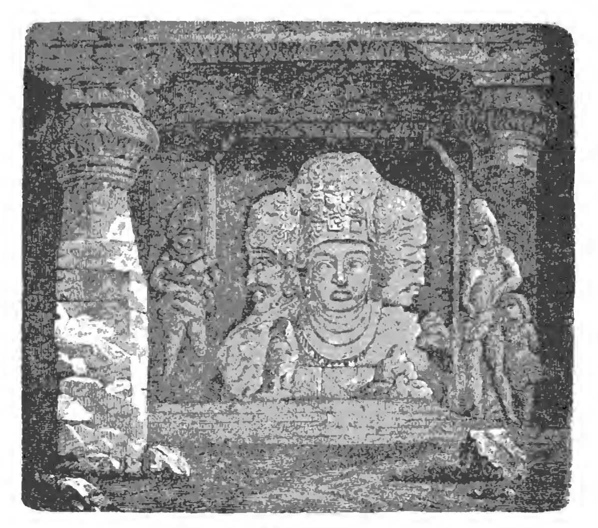
* * *

Unter den in ganz Indien und in sämtlichen Kasten sich vorfindenden religiösen Gebräuchen ist einer der allerwichtigsten das „Guru machen." Jeder Hindu hat, wenn er nach dem Tode nicht ein ruheloses Gespenst werden will, einen Guru, d. h. einen Führer ins Jenseits, sich zu wählen, und zwar unter den zu Gurus bestimmten, in die Mysterien der religiösen Orden eingeweihten Personen. Bei den Hindukasten sind es die sogenannten Mat, d. h. die religiösen Verbindungen, bei den Satnamis und andern kastenlosen Sekten ist es der Hauptguru, welcher die Qualifikation zum Guruamt erteilt. Jeder Brahmine kann Guru für niedere Kastenleute werden. Die Priester der Brahminen aber sind die bezeichneten Guru für letztere.

Unter dem Pipalbaum eines Dorfes sitzt ein solcher Seelenführer und liest oder murmelt die slocks (Verse) der heiligen Vedas in der Sanskritsprache vor sich hin. Um ihn sammelt sich allerlei Volk, mit Andacht den heiligen, ihnen aber unverständlichen Worten lauschend. Da wendet er sich, seine Gebete unterbrechend, an das Volk, preist seinen Götzen und sich selbst als Heiland und Guru an, unter Hinweis auf die eigene Vortrefflichkeit und Heiligkeit. Tritt nun ein Mann vor, welcher ihn zum Guru sich erwählen will, so stellt er sich neben ihn, murmelt

einige Sprüche der Vedas in sein Ohr und legt ihm eine Kette um den Hals oder eine Schnur, auf welcher etliche Holzkügelchen aufgereiht sind. Alsdann steckt er ein kleines, in einem Thongefäße sich befindendes Öllicht an, legt um dasselbe einige Körner Reis und durchwandert mit diesem Lichte in der Hand das Haus und das Land des neugewonnenen Chela (Jünger), dessen gesamtes Besitztum segnend. Dreimal umkreist er mit dem Lichte auch dessen Angesicht, sowie das aller Hausbewohner, sie alle segnend. Eine geraume Zeit lang unterrichtet der Guru seinen Zögling in allen Verhaltungsmaßregeln und besucht ihn hernach in gewissen Zeiten, vornehmlich zur Zeit des Daserah-Festes. Selbstverständlich geschieht dies alles nicht ohne Bezahlung. Sobald die Einsegnung des Jüngers mit dem Lichte vollbracht ist, verlangt der Guru eine Gegenleistung, und dies mit den Worten: Asthkauel ka dakshina karo, d. h. „Das Beste in deinem Besitz gib mir.“ Unter diesem Besten versteht der Hindu aber neben Geld und Gut die Frauen: Mutter, Frau und Töchter des Chela, und diese werden denn auch dem Guru für eine bestimmte Zeit zu eigen überlassen, so daß er uneingeschränktes Verfügungsrecht über dieselben erhält und sie sogar, wie dies bei den Satnamis häufig vorkommt, dem Meistbietenden für die angesetzte Zeit zu Zwecken der Unzucht überlassen kann. Der neue Jünger betet dafür seinen Guru an, ist ihm gehorsam und trinkt das Wasser, mit welchem jener seine Füße wäscht. Damit thut er alles, was für sein Seelenheil notwendig ist. Ohne Hindernis kann er nun nach seinem Tode die Seelenwanderung antreten, um einst am Ende derselben zum Nirwana zurückzukehren, ins ewige Nichts.

Die Religion der Hindus dürfte im allgemeinen als bekannt vorauszusetzen sein. Es sind drei Hauptgottheiten, die sogenannte Trimurti (Dreigötzenschaft): Brahma, Wishnu und Shiwa, welche durch ganz Indien hin verehrt werden, neben einer Unzahl von andern Göttern, vom Mahadeo (d. i. großer Gott) an bis hinunter zu den zahllosen Feld-, Wald-, Haus- und Brunnengeistern. Auffällig ist aber, daß der Hindu nie alle drei obengenannten Hauptgottheiten verehrt, sondern bloß einen derselben zu seinem



Trimurti.

Spezialgott erwählt und diesem dann um so nachdrücklicher zu dienen wähnt, wenn er die zwei andern verachtet und verunehrt. Außer der Trimurti genießt allgemeine Verehrung Ram, ein Sohn des Königs Dashrath; er wird als eine Inkarnation des Mahadeo betrachtet und als der eigentliche Nationalheld der Hindus verehrt. Neben Ram wird Ganesh, ein Sohn des Mahadeo und seiner Gattin Parwathi, viel verehrt. Dieser letztere wird als eine sitzende Menschengestalt mit dickem Bauche abgebildet (weil Ganesh gerne Süßigkeiten ißt) und einem Elefantenkopfe, dem der eine Zahn fehlt. Wie der Sohn Mahadeos zu dieser Auszeichnung gekommen ist, wird in den Vedas auf vierfache Weise erzählt. Eine Version ist folgende:



Ganesh.

In seinem Schlafgemache lag, während der Tag am heißesten war, Mahadeo auf seinem Lager und schlief, während Parwathi, seine Gattin, mit einem Fächer ihm Kühlung zufächelte und den Fliegen wehrte, damit dieselben nicht die Ruhe des großen Gottes stören sollten. Aus Unachtsamkeit aber ließ sie den Fächer fallen und weckte dadurch Mahadeo, welcher, um seine Gattin zu züchtigen, die Faust zu gewaltigem Schlage erhob. Aber Parwathi neigte sich schnell zur Seite und der Schlag traf anstatt ihrer Person den aus ihrem Schweiße geborenen Sohn Ganesh mit solcher Gewalt, daß sein Kopf in die Unendlichkeit hinausflog. Sogleich bereute Mahadeo seine rasche That, aber unvermögend, das abgeschlagene Haupt seines Söhnleins wieder zu finden, gab er einem Brahminen den Befehl, nach Norden zu wandern, bis er in einem Walde einen am Boden liegenden

Elefanten finde, dessen Haupt nach Norden gerichtet sei. Dieses Haupt solle er vom Körper trennen und ihm überbringen. Dem göttlichen Befehle gehorsam, führte der Brahmine alle Instruktionen genau aus und brachte das Haupt, welches Mahadeo dem Ganesh mit den Worten aufsetzte: „Von nun an sollst du in ganz Indien unter allen Göttern am meisten verehrt und dein Name soll vor den Namen aller Götter genannt werden.“ Auf diese Legende hin ist nun die Sitte zurückzuführen, daß in ganz Indien keine Kastengerichtsverhandlung, kein Fest begonnen und keine Versammlung eröffnet wird ohne vorherige Nennung des Namens Ganesh, auch wird keine Zeitung herausgegeben und kein Buch gedruckt, ohne daß obenan die Worte geschrieben stünden: Sri ganesh jaynama = Sieg dem Namen des herrlichen Ganesh.

Die Art und Weise, in welcher den Götzen gedient wird und dieselben verehrt werden, ist mit geringen Modifikationen bei allen Götzendienern die gleiche, mag der Götze Ram oder Krishna, Ganesh oder Wishnu heißen. Um ein anschauliches Bild eines solchen Götzendienstes zu geben, diene uns die Lingam pujha, d. h. die Anbetung des Lingam, des Zeichens des Mahadeo, durch einen Brahminen.

Es ist Morgen; am Teiche steht der Brahmine, um mit religiöser Waschung den Tag zu beginnen. Vor sich hin stellt er einen aus schlammigem Lehm geformten Lingam, d. h. eine etwa 5—6 Zoll hohe Säule. Nun gießt er Wasser über sich selbst, gegen die Sonne hin, und über seinen Götzen, dabei Sprüche aus den Vedas in der Sanskritsprache murmelnd. Mit nassem Kleide geht er dann nachhause, mit niemandem redend und unter fortwährendem Gebet, das freilich nur aus den oft wiederholten Worten Ram, Ram, sita Ram besteht. Zuhause angekommen, wirft er das nasse Kleid auf das Dach seiner Veranda und nähert sich nun entblößt, nur ein seidenes Tuch um die Hüften und das janeu, die heilige Schnur der Brahminen, ums Ohr gewickelt, dem Hausgötzen, von ferne schon tief vor ihm sich verneigend und ihn anbetend. Der Götze, der vorhin schon erwähnte Lingam, steht auf einem Postament von Lehm mit Kuhdünger beschmiert. Langsam tritt der Betende näher, in seiner



Betender Brahmine.

Hand ein Gefäß mit Blumen zum Opfer tragend. Diese Blumen legt er nun um den Götzen her, etliche auch auf ihn, und bestreicht ihn mit Gangeslehm und bespritzt ihn mit Gangeswasser. Jetzt setzt er sich vor dem Götzen mit untergeschlagenen Beinen nieder und murmelt die vorgeschriebenen Gebete aus den heiligen Büchern. Neben ihm steht ein silbernes Gefäß mit Gangeswasser gefüllt, in seiner rechten Hand hält er einen kupfernen Löffel, mit welchem er fortwährend, etwa 15 Minuten lang, das Wasser aus dem Silbergefäß schöpft und es wieder zurückfließen läßt.

Die linke Hand hat er dabei mit einem Tuche bedeckt. Ist dieser Teil der Anbetung vollendet, so mischt er in einem Messinggefäß Gangeswasser, Lehm und Sandelholzpulver durcheinander, mit welcher Mischung er sich entweder mit zwei oder mit drei Fingern das Götzenzeichen auf Stirne, Brust und Arme zieht, um als- dann, also geschmückt, eine bis drei Stunden lang vor dem Götzen zu beten und sich vor ihm zu verneigen. Zuletzt ergreift er eine kleine Klingel, läutet dem Götzen etwas vor und singt dabei einige Verse. Zum Schluß bedeckt er ihn mit einem seidenen Tuche und geht nun, um sich anzukleiden und sein Essen, das bisher unberührt stand, einzunehmen.

Der gemeinsame Götzendienst im Tempel vollzieht sich in ganz gleicher Weise, nur daß dort die Priester alle Funktionen unter Musikbegleitung vornehmen, während das Volk nur die Opfer bringt und zuschaut.

Religiöse Feste,

welche von sämtlichen Kasten allgemein gefeiert werden, gibt es vornehmlich drei: das Dewali-, das Holi- und das Daserah-Fest, zu welchen als viertes noch das Pitarparb gerechnet werden kann.

Das Dewali-Fest ist das eigentliche Neujahrsfest, welches Ende Oktober oder Anfangs November mit dem Neumonde beginnt. Zur Vorbereitung auf dieses Fest werden die Häuser gereinigt und weiß übertüncht, die Verandas und Ornamente an den Häusern mit bunten Farben bemalt, die Fußböden mit Kuh- mist bestrichen und alle Vorbereitungen für festliches Wohlleben getroffen.

Am ersten Tage des Festes, welches drei Tage lang gefeiert wird, werden die Tiere geschmückt und ihre Hörner mit Weizen- stroh umwunden. In einem Dorfe versammeln sich die Rauts, junge Leute aus der Hirtenkaste, sämtlich festlich aufgeputzt, in gelbe Tücher gekleidet und mit Kauris (kleinen Muscheln) und



Indisch-religiöse Festlichkeiten.

Pfauenfedern geschmückt. Unter einem Vortänzer ziehen sie, sechzehn oder vierundzwanzig Mann hoch, vor die Häuser der Viehbesitzer, der großen und vornehmen Leute, um hier ihre wirklich kunstvollen und anmutigen Tänze, welche lange Übung und viel Geschick voraussetzen, aufzuführen. Nachdem sie an der Thüre des Hauses, vor dem sie getanzt haben, das Götzenzeichen angebracht, werden sie mit Geld beschenkt. Andere junge Leute vergnügen sich an diesem Tage mit Fechten, Scheinkämpfen u. dergl., während da, wo Wettrennen und allgemeine Lustbarkeiten abgehalten werden, allerlei Volk sich sammelt.

Der zweite Tag des Dewali-Festes ist vorzüglich dem Essen und Trinken gewidmet. Wenn es Abend geworden ist, erhellen unzählige Öllichter in kleinen Schalen die Häuser, die Höfe, die Gartenzäune und Bäume — eine Illumination, welche einen gar lieblichen Eindruck hervorbringt.

Der dritte Tag aber ist der Hauptfesttag. Alle Kasten versammeln sich vor dem Hauptgötzen des Dorfes, wo diesem zu Ehren getanzt und gesungen wird. Es wird Opium und Hanf geraucht, bis die ganze Gesellschaft berauscht ist. Der eine oder andere aber, durch diese narkotischen Mittel rasend gemacht, stößt sich den kleinen trischul, eine eiserne Gabel, durch die Wangen oder durch die Zunge, und gleich einem Wahnsinnigen läuft er, mit Blut bedeckt, unter dem Geschrei des Volkes in der Menge umher.

Während dieses Festes ruht alle Arbeit; dafür wird allerorten um Geld gespielt, denn während dieser drei Tage wird das Verbot des Hazardspieles, dem die Hindus sehr ergeben sind, zurückgezogen. Es ist das Dewali-Fest auch die Zeit, wo, selbst zwischen Angehörigen verschiedener Kasten, Blutsbrüderschaft (Mahaprasad) geschlossen wird. Zu diesem Zwecke treten die beiden, welche auf Lebenszeit sich einander als Brüder weihen wollen, vor den Götzen Mahadeo und zerschlagen vor ihm einige Kokosnüsse als Opfer, von welchem sie zusammen essen. Nach diesem Akt haben sie vollkommene Gemeinschaft des Besitzes, der Weiber und Kinder ihr Leben lang und jeder darf den andern zu irgend einer Hilfeleistung rufen. Nur dürfen sie, wenn sie

Angehörige verschiedener Kasten sind, nicht mit einander essen, weil die Kastengesetze dies verbieten. — Am vierten Tag des Dewali-Festes werden die Geschäfte wieder aufgenommen. Beim Kaufmannsstande werden neue Geschäftsbücher begonnen, welche einen Tag vor dem nächsten dewali wieder geschlossen werden.

Das Holi-Fest fällt auf das Ende des Februar oder auf den Anfang des Monats März und wird zwei Tage lang gefeiert. Es ist das Geburtstagsfest des Gottes Krishna und wird hauptsächlich von den Männern gefeiert, während die Weiber und die Götter den leidenden Teil bilden. Diese letzteren werden auf jede Art und Weise verunehrt und gelästert. Die Männer versammeln sich, um zu essen, zu trinken, zu rauchen und obscöne Lieder zu singen, denn Krishna ist, wenn nicht gerade der Gott



Siwa, Wishnu und Krishna.

der Unzucht, so doch ohne Zweifel der am unzüchtigsten dargestellte Gott Indiens, und das will viel heißen. Darum ist an diesem Tage jede Art Unzucht nicht nur erlaubt, sondern ver-

dienstlich, und die Tänzerinnen verdienen von den frommen Brahminen viel Geld, welche ihren Tänzen begierig zuschauen. Dem Manne ist in diesen Tagen kein Weib und kein Gott heilig, und selbst die Freiheiten, welche sich der Sohn gegenüber der Mutter und der Vater gegenüber der Tochter erlaubt, kennen keine Grenzen. Es kommt in diesen Tagen über die Gesamtbevölkerung ein Geist der Unzucht, dem jung und alt blindlings gehorcht und ganz und gar sich hingibt, dabei auch die letzten Spuren der Scham verleugnend.

Am zweiten Tage werden außerhalb der Dörfer große Feuer angezündet, und die Narrheit der Leute erreicht oft einen solchen Grad, daß sie in ihrer Aufregung alles, was nicht niet- und nagelfest ist, selbst ihre Wagen und Ackergerätschaften, zerschlagen und ins Feuer werfen. Um dasselbe herum sitzen dann wieder die Männer, saufend und unzüchtige Lieder singend, und wehe dem Weibe, das sich in ihre Nähe wagt. Acht Tage lang dauert dann noch das sogenannte Staubwerfen, während in den zwei ersten Tagen ein jeder den andern mit roter Farbe begießt und mit Schmutz und Kuhmist besudelt. Die also zugerichteten Kleider werden dann gewöhnlich die folgenden acht Tage ungewaschen getragen; die Hindubevölkerung gewährt deshalb in dieser Zeit einen äußerst widerlichen und ekelerregenden Anblick. Krishna aber darf auf seine Anbeter stolz sein.

Sobald das Holi-Fest vorüber ist, beginnt die Zeit der Werbung. Sie dauert einen Monat lang und ist die einzige Zeit des Jahres, während welcher ein Vater für seinen Sohn eine Lebensgefährtin suchen darf.

Im September wird das dritte hohe Fest der Hindus, das sogenannte Daserah, welches ein allgemeines Lob- und Dankfest ist, drei Tage lang gefeiert.

Am ersten Tage wird gebadet, gegessen und getrunken. Kühe, Ochsen, Schafe und Ziegen werden mit Reis gefüttert und von Gurus gesegnet. Die Kühe werden angebetet und es wird ihnen gedankt, daß sie das Jahr hindurch Milch gegeben, auch werden sie angefleht, solches auch künftighin gnädigst nicht unterlassen zu wollen.

Der zweite Tag ist den Opfern und der Anbetung der Werkzeuge gewidmet. Es werden Böcke und Hühner geschlachtet, und mit ihrem Opferblute besprengt der Schreiner, der Töpfer, der Weber u. s. w. seine Handwerkszeuge. Der Bauer bespritzt damit die Ackergeräte, der Fuhrmann die Deichsel des Wagens, welchen er fährt. Hierauf werden diese Sachen angebetet und ihnen der schuldige Dank dargebracht, da mit ihrer Hilfe der Arbeitsmann das Jahr hindurch sein Brot verdient hat.

Der dritte Tag ist dem gemeinsamen Götzendienst gewidmet. Alle Kasten vereinigen sich vor dem Hauptgötzen des Dorfes, bringen ihm ihre Opfer, um hernach an allgemeinen Lustbarkeiten sich zu ergötzen, sich gegenseitig zu besuchen und mit einander sich zu freuen. Die Angehörigen verschiedener Kasten sehen aber ängstlich darauf, daß sie mit andern Kastenleuten nicht in Berührung kommen, und vermeiden alles, was sie religiös unrein machen könnte.

Noch ein viertes, allgemein gefeiertes Fest gibt es, das obengenannte Pitarparb, welches etwa dem katholischen Allerseelentag entspricht. Wie alle Feste, wird auch dieses mit einer allgemeinen religiösen Haus- und Körperreinigung eingeleitet. Es findet dann zu Ehren der Toten ein großes Festessen statt, an welchem auch die letzteren teilnehmen. In irdenen Töpfen wird für sie Reis, Weizen, Öl, Butter u. dergl. an Pipalbäumen aufgehängt, während an den Zweigen des indischen Feigenbaumes, dem vor andern Bäumen, weil er als ganz besonders heilig angesehen wird, große Verehrung zu teil wird, allerlei bunte Lappen aufgehängt werden, damit die Toten sich damit bekleiden mögen. Die Priester aber sprechen Gebete, in welchen sie der Toten gedenken.

Außer diesen von sämtlichen Kasten gefeierten Festen gibt es noch Feierlichkeiten, welche nur bei einzelnen Religionsgenossenschaften sich finden. Das Hauptfest der Satnamis in Chattisghar ist das

Magi puni,

das Vollmondsfest, das im Monat Mang (April) gefeiert wird. Im Südosten des Raipurdistriktes, in ebener, fruchtbarer Gegend,

liegt Bhaudara, die Residenz Sahebdas', des Guru der Satnamis. Inmitten eines Waldes von Tamarinden und Mangobäumen, umgeben von vielen Teichen, erhebt sich weit über die niedrigen Häuser des großen Dorfes der tempelartige, mit vergoldeter Kuppel gekrönte Palast des Beherrschers der niedrigsten und schmutzigsten aller Religionsgemeinschaften Chattisghars. Zur Zeit des Vollmondes, im Monat April, versammeln sich die Satnamis aus allen Dörfern zur Guru-Verehrung in Bhaudara. Auf einem hölzernen Stuhl von ganz gewöhnlicher Form wird er aus seinem Hause herausgetragen, auf den Platz vor demselben hingestellt und dann von Unterpriestern vom Kopf bis zum Fuße mit saurer Milch übergossen. Ehrfurchtsvoll steht das Volk von ferne, und durch den für Chamar-Schönheitssinn prachtvollen Anblick ihres also gesalbten Guru begeistert, bricht es in das Jubelgeschrei aus: Jay, jay sahebdas! jay, jay satanam! d. h. „Heil dir, Sahebdas, Heil dir, wahrer Name."

Nun bringt das Volk seine Opfer, bestehend in Geld, Reis, Juwelen und allem, was gerade ein jeder bringen will, aber jede Gabe muß mit einer Kokosnuß begleitet werden, wenn sie als Opfer angenehm sein soll. Diese Kokosnüsse werden dann zerschlagen und unter das Volk verteilt. Zu den Opfern, welche dem Guru dargebracht werden, und deren Annahme von seiten des Guru als höchste Gnade und Ehre gilt, gehören Jungfrauen, welche von ihren Vätern, und junge Frauen, die von ihren Ehemännern offeriert werden. Nachdem die Opfer dargebracht und die Geschenke an den Guru abgeliefert sind, schlägt dieser das rechte Bein über das linke, während Unterpriester aus Messinggefäßen Wasser über seine Füße gießen. Dieses wird aufgefangen und als Heilstrank unter das Volk ausgeteilt. Wer dieses Wassers trinkt, hat Vergebung der Sünden erlangt und zieht im Bewußtsein wieder heimwärts, ein Jünger des herrlichsten und prächtigsten aller Gurus zu sein, und er kann es nicht begreifen, warum diesem bis auf diese Stunde ein Ehrenplatz im Durbar (d. h. bei den offiziellen Empfängen des chief commissioners) bisher verweigert worden ist.

Die Mela.

Als Ausdruck größter religiöser Festlichkeit und Freude bei den Hindus sind wohl die Melas, halb Jahrmarkt, halb Götzenfest, anzusehen. Sie finden über ganz Indien hin statt, vorzugsweise da, wo zwei größere Flüsse zusammenfließen und einen sogenannten Sangam, Ehe, Vereinigung, bilden. Das sind die Orte, wo die Knochen der Verstorbenen den Fluten übergeben werden, damit die Seelen der Abgeschiedenen nun ungestört ihre Wanderung durch die verschiedenen Tierleiber antreten und zur Vollendung kommen können. Gewöhnlich finden sich an solchen Stellen größere Götzentempel, und hier versammelt sich eine Menge Brahminenpriester, um während der Zeit der Mela die Wallfahrer zu bedienen und auszuplündern. Lange vor der Zeit des Beginnes der Mela findet man auf allen Straßen, welche zu dem bestimmten Wallfahrtsort führen, Tausende von Menschen in kleineren und größeren Scharen einherziehen. Wohlhabende Leute, welche in kleinen Ochsenkarren gemächlich die Reise vollenden, Pilger zu Fuß, müde und matt vom Wandern unter den brennenden Strahlen der indischen Sonne, nackte Fakirs auf Pferden oder Eseln, kleinere Fürsten und Rajahs auf Elefanten, Händler in allerlei Sachen, welche sie von Kamelen tragen oder von Ochsen schleppen lassen, füllen die Straßen oder lagern sich unter schattigen Bäumen an den Ufern der großen Teiche, welche die Dörfer umgeben. Da humpelt ein Mann auf hölzernen Krücken vorbei, nicht weil er seine Beine nicht gebrauchen könnte, aber er hat ein Gelübde gethan, zehn oder zwanzig Jahre lang nur auf einem Bein zu stehen und das andere nicht zu gebrauchen. Dort rutscht ein anderer auf seinen Knieen die Straße entlang. Auch ihn hindert ein Gelübde am Gebrauch seiner Glieder. Ein dritter aber mißt gar den Weg mit seinem Körper. Als er sein Haus verließ, legte er sich auf den Boden, machte mit der Hand ein Zeichen in den Staub, stand auf, ging bis zum Strich, legte sich wieder nieder, machte wieder das Zeichen neben seinem Kopf, um dorthin wieder die Füße hinzu-

setzen, und so fort den ganzen, langen, weiten Weg. Nun ist er bis auf einige Meilen vom Ziel seiner Wallfahrt gekommen; noch einige Tage und er hat sein Gelübde erfüllt und Mukti, Errettung, Seligkeit, ist ihm gewiß. Schnelleren Laufes eilen an diesen Elenden die schwatzenden und lachenden Scharen derer vorüber, welche auf der Mela nur Zeitvertreib, Vergnügungen und Lustbarkeiten suchen; daneben auch diejenigen, an deren Hälsen die kleinen Säckchen mit den Knochen ihres nächsten Anverwandten baumeln, ziehen leichten Herzens dahin, stehen sie doch bald am Ende einer langen Reise und vor der Vollendung einer mühseligen Pflicht.

Unterdessen wird es von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde lebendiger an den Ufern des Sangam, am Wallfahrtsorte. In kleineren und größeren Gruppen lagert sich die Menge so nahe als möglich am Wasser. Nur wenige haben kleine Zelte, um sich vor dem Sonnenbrande oder vor der rauhen Nachtluft zu schützen. Die große Mehrzahl gruppiert sich um die Feuer, an welchen sie ihren Reis kochen. Der Fluß aber ist voll von sich badenden Leuten. Hoch halten sie das Wasser in ihren hohlen Händen, um es langsam wieder in den Fluß träufeln zu lassen. Dann waschen sie sich, umhüllen die Schultern mit einem trockenen Tuch und waschen die Kleidung, welche sie nach unten abstreifen, um sie hernach entweder am Ufer auszubreiten, oder auch naß wieder anzuziehen und auf dem Leibe trocknen zu lassen.

Der erste Tag der Mela ist angebrochen. Lange Reihen von Buden, in welchen alles, was eines Hindu Herz erfreut, zum Verkauf ausgelegt ist, ziehen die Menschenmassen an. Da flutet eine wundersame Menge auf und ab. Stolze Brahminen und noch stolzere Fakirs, den nackten Körper mit Asche oder Kuhdünger beschmiert, reichgekleidete Frauen, das Gesicht mit einem Schleier verhüllt, und lachende schwatzende Weiber, nur mit einem dünnen Tuche den Oberkörper leicht bedeckend; Beiraghis und Polizeisoldaten, freche Freudenmädchen und mit Federn, Lumpen, Knochen und dergl. geschmückte Heilige und nackte Kinder, — das alles drängt und stößt sich und läuft schreiend, lachend, fluchend, heulend ohne Aufenthalt vom Morgen bis zum Abend

dahin. Dazu bildet das unaufhörliche Tamtam, die Trommel der Hindus, das Pfeifen des Dudelsackes, das Quietschen der nicht geölten Karussells, das Rufen der Verkäufer, das Geläute der Götzenglocken, das Heulen der Hunde und das Geschrei der unzähligen Raben und Geier eine Musik, die auch ein Menschenkind, das nicht gerade Mozart oder Rossini heißt, zur Verzweiflung treiben könnte. Je und dann bricht sich eine Prozession, angeführt von einer Musikkapelle und etlichen in wildestem Fanatismus springenden Tänzern, einen Weg durch die Menge, oder es laufen einige mit Blut überströmte Selbstpeiniger, den Trischul durch die Backen gestoßen oder einige eiserne Haken im Rücken hängend, durch die Menge, welche ihnen zujauchzt und ihnen Heil zuruft.

Abseits von den Buden, umringt von Leuten beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters, haben die Seiltänzer und Jongleurs, die Bärenführer und Schlangenbändiger ihre Plätze eingenommen, während Karussells und Schwingräder, in der Weise des "Ferris wheel" in Chicago, Männer, Frauen und Kinder in der Luft herumwirbeln.

Für etliche Tage lang ist nun die Mela im vollen Gange. An den Pforten der Götzentempel, in deren Innerem der Götze mit seinen Diamant- oder Glasaugen dasitzt, stehen, beschmiert mit Milch, Kuhmist und Gangeslehm, und von den Frommen verehrt, die Mahants, die Mönche, und die Brahminen. Sie nehmen die Opfergaben in Empfang, welche bald von einem Weibe, dem der Kindersegen fehlt, bald von einem Vater, dessen Sohn von einer Krankheit geheilt worden, bald von einem Menschen, der seinem Todfeind eine böse Krankheit oder den Tod selbst wünscht, dargebracht werden. Hier entsündigen etliche Brahminen einen Hindu, der durch Berührung eines Shudra unrein geworden ist; dort nehmen sie wieder einen andern, welcher durch gemeinschaftliches Essen mit Angehörigen anderer Kasten die eigene Kaste verlor, wieder auf, natürlich nur gegen Zahlung einer Summe Geldes, deren Höhe den Büßenden nur zu oft ruiniert. Gold, Silber und Edelsteine, Seide, Leinwand, Weizen und Reis, Ochsen und Schafe und — Jungfrauen bilden die

Ernte, welche die Priester ohne Unterlaß einheimsen. Es sind ihrer viele, darum brauchen sie viel, und das Volk bringt viel, willig und gerne, denn der Segen der Brahminen ist mächtig, während sein Fluch schwer drückt, viele tausend Jahre lang. Ohnedem ist auf der Mela der Hindu freigebig, denn er ist fröhlich; ist doch die Luft, welche über den Sangam streicht und die er einatmet, sowie das Wasser, in dem er badet und das er trinkt, und endlich auch der Boden des Wallfahrtsortes, auf den er sich niederlegt, heilig. Wohl dem Hindu, der in dieser Luft den letzten Atemzug thut, in diesem Wasser zu leben aufhört oder auf dieser Erde das Auge schließt für immer. Seine Seele zieht aufwärts und vereinigt sich, sich selbst unbewußt, mit der Gottheit.

Die Heiligkeit des Ortes, der Zeit und des Festes schließt aber die Wachsamkeit der Behörden nicht aus. Überall findet man Polizei, und diese ist nicht müßig. Auch sie erntet reichlich, und ihre Scheunen werden voll. Betrügerische Kaufleute und Geldwechsler, Diebe, Strolche, Falschspieler sind ihre Leute, und wo gar einem Weibe Nase oder Brust abgebissen oder einem Manne die Ohren zerfetzt oder der Schädel eingeschlagen werden, da sind die Diener der Hermandad gleich zur Stelle und bringen die Verüber solcher Scheußlichkeiten (für die Hindu sind's freilich Kleinigkeiten) in Nummer Sicher, damit sie, abgeurteilt vom hohen Gerichte, im Zuchthause sich über die fremden Herren ärgern können, welche dem Hindu nicht erlauben wollen, nach seiner Manier zu leben.

Wohl selten wird in unsern Tagen eine größere Mela abgehalten, die nicht von einem Missionar und seinen Katechisten besucht würde. In dem gewaltigen Lärm verklingt freilich seine Stimme fast ungehört. Einige wenige nur drängen sich um seine Person und lauschen seinen Worten. Die Traktate, Bücher und Bibeln, die er und seine Katechisten verkaufen und verschenken, werden aber doch heimgetragen und bilden oft den Samen, aus welchem für das Reich Gottes unerwartet die herrlichste Frucht reift. Wenn der Abend herbeigekommen und die Nacht sich herabgesenkt hat über den Fluß und die tosende Menge, wenn's still

geworden und Hunderte und Tausende von kleinen Feuern die Stätten bezeichnen, wo Familien und Gesellschaften oder einsame Leute der Ruhe pflegen, dann schlüpft noch der eine oder der andere ins Zelt zum Missionar und verlangt nähere Auskunft über den Muktidata, Erlöser, von welchem der Missionar geredet und gesagt hat, daß wer an ihn glaube, Vergebung der Sünden habe und auferweckt werden solle zum ewigen Leben.

So geht das Fest seinen Gang bis zur letzten Stunde, wo nach wiederholtem Baden und Sichwaschen die Menge sich wieder langsam verläuft. Die Buden sind abgebrochen und die Zelte der Reisenden verschwunden. Totenstille brütet über den Ufern des einsam dahinschleichenden Flusses. Nur in den Tempeln und Klöstern regt es sich noch. Die Brahminen und Priester teilen die Beute, und flußabwärts streiten sich die Geier und die Schakale um den Leichnam eines Festbesuchers, auf dessen Heimkehr die Seinigen umsonst warten.

Führen uns die religiösen Feste der Hindus Lichtpunkte des Heidentums von freilich sehr zweifelhafter Helle vor Augen, so stehen wir bei dem Kapitel

Zauberei und Hexerei

der tiefsten Nachtseite des Heidentums gegenüber. Die Zauberei und Hexerei hat sich in Indien so sehr in alle Lebensverhältnisse der Hindus eingedrängt und dieselben so vergiftet und durchseucht, daß man nicht umhin kann, bei einer Schilderung Indiens und seiner Verhältnisse von dieser Sache Notiz zu nehmen. Man müßte aber selbst Zauberer oder Hexenmeister, oder wenigstens in die Mysterien dieser schwarzen Kunst eingeweiht sein, wenn man über das Wesen derselben, über das Wie und Warum und Wieso schreiben wollte. In diesen Blättern wollen wir nur etliche genügend verbürgte Thatsachen in Bezug auf Zauberei und Hexerei anführen.

Während man in Italien und wohl auch anderswo zu Banditti oder Giftmischern Zuflucht nimmt, wenn man eine mißliebige Person für immer verschwinden lassen will, wendet man sich in Indien in solchem Falle an einen Zauberer, welcher für eine größere oder kleinere Summe Geldes sich bereit finden läßt, die ihm bezeichnete Person sterben zu lassen. Zu diesem Zwecke zündet er ein Licht an und murmelt, unter Nennung des Namens des Verfemten, sowie des Namens seines Götzen einige unverständliche Formeln. Hernach bestimmt er den Todestag genau und teilt ihn dem Bittsteller mit, welcher nun entweder Stillschweigen beobachten oder den Sterbetag des Todeskandidaten im Dorfe offenkundig machen darf. Am Tage vor dem festgesetzten Todestage erscheint der Anstifter des Verbrechens wieder vor dem Zauberer und überbringt demselben nebst einer Zitrone einige Kokosnüsse zum Opfer. Letztere werden vom Zauberer zerschlagen und von ihm dem Götzen geopfert, die Zitrone aber zerschneidet er in zwei Hälften, deren Schnittflächen er mit Zinnober, Gangeslehm und Kuhmist bestreicht. Während er eine dieser Hälften behält, übergibt er die andere dem Feinde des Verurteilten mit der Weisung, diese halbe Zitrone in der kommenden Nacht leise auf die Thürschwelle desselben zu legen, so daß er sie bei seinem Austritt aus dem Hause bemerken muß. Dies geschieht, die Person findet die Zitrone und unfehlbar und unrettbar stirbt sie auch im Laufe dieses Tages. Die von Ärzten bisher vorgenommenen Postmortem-Untersuchungen haben bisher kein sicheres Resultat in Bezug auf die Todesursache ergeben. Es scheint, daß ein typhöser, mit Krämpfen begleiteter Zustand den Tod herbeiführt. Das möchte auf Gift schließen lassen, aber dasselbe hat in den Leichen noch nie nachgewiesen werden können.

Unter den Christen Bisrampurs ist bisher erst ein einziger Fall dieser Zauberei vorgekommen und von Erfolg begleitet gewesen. Eine Dienerin, Namens Karuna, hatte zwei Knaben, von welchen der jüngere, Ephraim, ein sehr aufgewecktes Kind war. Ein Schwager der Karuna, welcher noch Heide war, wollte dieselbe gerne heiraten, sah aber in diesem Kinde ein Hindernis.—

Eines Morgens fand Karuna auf der Hausschwelle die vom Zauberer zubereitete halbe Zitrone und brachte dieselbe sogleich ins Missionshaus, wie solches in ähnlichem Falle gewöhnlich von seiten der Leute aus den umliegenden Dörfern zu geschehen pflegt. Im Laufe des Tages aber starb Ephraim unter den in diesem Falle sich immer gleichbleibenden Symptomen. Dieser Fall ist um so merkwürdiger, als Zauberer und Hexenfrauen aus verschiedenen Gegenden vor dem Richter mehrmals behauptet haben, daß, obschon ihre Zauberkraft groß sei, sie dennoch nichts gegen Christen vermöchten. Einer der christlichen Richter teilte mir mit, daß er zu verschiedenen Malen vor ihn gebrachten Zauberern, die sich ihrer großen Macht rühmten, Straflosigkeit und ein Geschenk an Geld angeboten habe, wenn sie an ihm ihre Macht ausüben würden. Aber ihre Aussagen lauteten fast wörtlich übereinstimmend: Tumhara deota ka paw hamare deota ka muh par hai = „der Fuß deines Gottes ruht auf dem Kopfe meines Gottes."

Eine zweite Art der Zauberei ist bei den Heiden sehr gefürchtet: das Herbeihexen der Cholera oder der Blattern, eine Hexerei, welche vornehmlich von Frauen ausgeübt wird. Zur Zeit, wenn die Cholera oder die Blattern in irgend einer Gegend vorhanden sind, wird in einem nicht infizierten Dorfe bekannt gemacht, daß eine Hexe der Göttin Dhuki zwanzig, vierzig oder sechzig Menschen gelobt habe. Die ganze Dorfbevölkerung hat nun große Angst, welche auf ganz natürlichem Wege die Leute zur Cholera prädisponiert. Die Hexe begibt sich nun heimlicher Weise in ein ruhiges Dorf und bei ihrer Zurückkunft bricht die Cholera aus. Doch dies ist nichts Außergewöhnliches, denn durch beschmutzte und infizierte Wäsche, welche in den Dorfteich, woraus alle Leute ihren Bedarf an Wasser holen müssen, geworfen wird, läßt sich diese Seuche nur zu leicht auf Gesunde übertragen, und das um so eher, als die Bevölkerung, wie bemerkt, schon durch Furcht und Angst dafür vorbereitet ist. Merkwürdig an der Sache ist aber das, daß jedesmal die vorher bestimmte Anzahl von Personen der Seuche zum Opfer fällt. Als im Jahr 1891 die Cholera in Chattisghar wütete, gelobte eine Hexe aus Karhul, einem nicht weit von Bisrampur gelegenen Dorfe, der Göttin Dhuki achtzig

Personen. Kurz nachher brach die Cholera aus, und obschon Missionar Lohr und sein Sohn alles aufboten, um die Krankheit zu bekämpfen, und in der That auch vielen Rettung brachten, so erlosch die Seuche doch erst, als achtzig Personen gestorben waren. Sollte da das zurückgekehrte Zutrauen—denn alle sind felsenfest davon überzeugt, daß auch nicht eine Person mehr als die angegebene Zahl gefordert würde—in Verbindung mit dem Erlöschen der Krankheit stehen, wie die vorhandene Angst mit ihrem Ausbrechen? Thatsache ist, daß in allen Dörfern, in welchen Hexen vermutet werden, zur Cholerazeit zehn Mann fortwährend Wache halten und zur Nachtzeit kein Weib, wer sie auch sei, aus dem Dorfe hinaus oder in dasselbe herein lassen.

Alle Zauberei und Hexerei, unter welcher Form sie auch getrieben werden mag, ist Lüge und Täuscherei, wenn man auch in vielen Fällen den Betrug nachzuweisen außer stande ist. Durchsichtiger wird die Sache schon in den Fällen, wo Zauberei zur Heilung von Krankheiten angewendet wird. Dies geschieht z. B. immer beim Spleen — geschwollener, mit Blut gefüllter Milz. Der Kranke, der in diesem Falle nie den Arzt, sondern immer den Zauberer ruft, erhält von letzterem eine Medizin, deren Zusammensetzung Geheimnis ist. Er nimmt diese Medizin eine bestimmte Reihe von Tagen regelmäßig ein. Ist dies geschehen, so erscheint am Abend des für den Zauberakt auserſehenen Tages der Zauberer, entkleidet die kranke Person und legt sie auf einen mit Kuhdünger frisch bestrichenen Platz auf den Boden. Jetzt zündet er eine Anzahl Lichter an, welche um den Patienten herum auf den Boden gestellt werden, während der Zauberer unter Hermurmeln gewisser Formeln den Leib des Kranken bearbeitet. Unter viel Ächzen und Stöhnen und vielem Schweiße treibt er seine Sache fort, bis er endlich ruft: „Es kommt, es kommt, ich hab' es! oh wie groß ist der Zauber! oh wie stark die Macht des Lichtes!“ Plötzlich ruft er jay! jay! satanam jay! jay! „Heil oder Sieg dem wahren Namen!“ und in der Hand hält er einen unförmlichen, mit Katzenhaar vermischten blutigen Knäuel Fleisch, denai genannt, von welchem er behauptet, er sei in den Leib des Kranken hineingehext, durch seinen großen Zauber

aber wieder durch den Nabel ausgefahren. Nun geschieht es oft, daß der Zauberer den Patienten als noch nicht geheilt erklärt, weil noch andere zwei oder drei solcher denai in seinem Leibe sich befänden, was gewöhnlich bei solchen Leuten der Fall ist, welche imstande sind, für eine recht lange dauernde Zauberei gut zu bezahlen. Die Zauberei beginnt also von neuem, bis endlich alle denai aus dem Leibe des Patienten entfernt sind. Unerklärlich bleibt an der ganzen Sache bloß das Resultat. Mag der Patient vor dem Zauberakte noch so sehr gelitten haben, mag seine Milz noch so geschwollen gewesen sein: er steht gesund auf, die Geschwulst ist und bleibt verschwunden, und mit dem Zauberer ruft der Genesene: jay satanam, jay Ram.

Eines der sonderbarsten, aber nicht gerade unerklärlichsten Fälle von Hexerei, welcher vor einigen Jahren viel Staub aufgewirbelt und mehrere Dörfer im Raipur-Distrikt in Aufregung versetzt hat, mag in folgendem Erwähnung gethan werden.

In der Nähe von Areng, einem großen Dorfe südlich von Raipur, nicht weit vom Mahanadi gelegen, wohnte ein junges Ehepaar bei den Eltern der Frau. Als jedoch Mißhelligkeiten im Hause ausbrachen, bewog Tularam — dies der Name des Mannes — sein junges Weib, mit ihm einen eigenen Hausstand zu gründen. Sie bezogen ein kleines Häuschen in Areng und richteten sich dort ein. Als jedoch der Mann von der Arbeit heimkehrte, um zum erstenmal in seiner neuen Wohnung zum Essen sich niederzusetzen, fand sich auf dem Reis, welchen sein Weib bereitet hatte, ein Häufchen Unrat, wie von einer Katze herrührend. Voll Zorn sprang Tularam auf und prügelte sein Weib in der Meinung, daß solch ungeheuerliche Verunreinigung seines Essens nur der Unachtsamkeit seines Weibes zuzuschreiben sei. Aber sonderbarer Weise wiederholte sich das Gleiche Tag für Tag, obschon das Weib alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln gebrauchte. Jetzt hieß es, es sei Hexerei zu dem Zwecke im Spiel, um dem jungen Paare das Leben außerhalb des schwiegerelterlichen Hauses zur Unmöglichkeit zu machen. Sie zogen deshalb auch wieder ins Haus der Eltern der Frau, wo diese kochen konnte, ohne daß je die Speisen verunreinigt worden wären.

Eines Tages kam Tularam mit Bisnath, einem Christen von Ganeshpur, zusammen, welch letzterer ihm riet, mit ihm in sein Dorf zu kommen, da dort Hexerei keinen Einfluß ausüben könne. Tularam ließ sich überreden und zog nach Ganeshpur, einem inmitten der Ländereien von Bisrampur gelegenen Dorfe, und arbeitete zuerst als Knecht bei Bisnath, in dessen Hause Tularams Weib kochte, ohne daß ihr irgend ein Mißgeschick dabei widerfuhr. Sobald aber Tularam ein eigenes Häuschen bezog, fing die alte Sache von neuem an. Auf jedem Essen, welches sein Weib kochte, fand sich der gleiche greuliche Unrat. Jetzt nahm sich Missionar Lohr der Sache an. Er überwies ihnen, zur besseren Überwachung des Paares, ein Häuschen in Bisrampur. Man stellte Wachen an, welche die Frau während des Kochens und den Reis während seiner Abkühlung zu überwachen hatten, aber es half nichts. Immer geschah das Gleiche. Zuletzt übernahmen die Missionare selbst die Wache. Vor ihren Augen ward der Reis gekocht in den Topf gethan, vor ihren Augen band das Weib den Topf mit einem vorher inspizierten Tuche fest zu, vor ihren Augen ward der Knoten geschürzt; sobald man aber den Topf öffnete, welchen die Missionare nicht aus den Augen verloren, fand sich in der Mitte des Reises der Unrat vor, mit seinem Geruch das ganze Haus verpestend. Betrübt zog das Paar wieder von dannen, denn auch in Bisrampur hatte es keine Hilfe erlangt. Kurze Zeit nachher verschwand das Weib für immer. Sie ist wahrscheinlich von ihren Anverwandten als Hexe getötet worden, obschon sie selbst an ihrem Mißgeschick keine Schuld trug. Der Vorgang der ganzen Geschichte ist damals den Missionaren dunkel geblieben. Und doch läßt sich das Ganze leicht erklären, wenn auch in der Erklärung selbst nicht alle Punkte gleich verständlich sind. Hätten die Missionare den Reis vor sich hingeschüttet und mit dem Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei du unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“ zu essen angefangen, so wäre wohl der ganze Betrug auf der Stelle offenbar geworden. Es lag hier offenbar ein Zauberstückchen vor, wie sie von den Goseins, einer Unterabteilung der Beiraghis, von welchen nachher die Rede sein wird, überall und zu jeder Zeit aus-

geführt werden. Wir wollen deshalb hier noch einige dieser Kunststücke erzählen, denn sie fallen alle samt und sonders unter die Kategorie der Sinnentäuschung.

Die Goseins, d. h. die Schlangenbändiger, Geisterbeschwörer und Zauberer, ziehen in Indien von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, um die Leute mit ihrer Kunst zu unterhalten und Geld damit zu verdienen. Die Kunststücke, welche sie zum besten geben, sind überraschend, und das um so mehr, als sie mit keinem besonders zubereiteten Apparat arbeiten. Zu den Leistungen, welche besonders verblüffend auf den Zuschauer wirken, gehören folgende.

Der Zauberer läßt eine beliebige Person unter den Zuschauern eine Hand voll Erde aufheben und die Hand schließen. Er gibt ein Zeichen, die Hand öffnet sich und anstatt Erde erblicken alle Anwesenden wohlgeformten Reis. Nochmals befiehlt der Gosein die Schließung und nachherige Öffnung der Hand, und nun ist aus dem Reis Kohlenstaub geworden, welcher die Hand schwarz färbt. Das Experiment kann beliebig oft wiederholt werden, jedesmal zeigt sich in der Hand ein neuer Gegenstand, bis zum Schlusse die anfängliche Erde sich wieder zeigt. Obiges Kunststück ist von einem Gosein mit Missionar J. Lohr ausgeführt worden, in dessen Hand sich Erde in Reis, Reis in Kohlenstaub und dieser wieder in Erde verwandelte.

Vor den Augen der Zuschauer steckt der Zauberer einen Mangokern in die Erde, oder läßt dies durch einen Zuschauer thun. Ein Tuch wird über die Stelle gebreitet, während etliche Musikanten ihre Pfeifen und das tam tam bearbeiten. Nach etlichen Sekunden hebt der Künstler das Tuch ab und man sieht, wie aus dem Kerne sich ein Keim entwickelt hat. Bald ist dieser Keim in die Höhe geschossen und etliche jugendfrische Mangoblätter haben sich angesetzt. Das Tuch wird wieder darüber gebreitet, man sieht, wie es sich langsam hebt, und wenn es wieder weggenommen ist, steht ein zierliches Mangobäumchen mit Blüten und Früchten da, welche noch am Bäumchen zeitigen. Es wird dieses Kunststück sehr oft und zu jeder Zeit, auch wenn die Mangos kahl stehen, ausgeführt.

Unter den vielen Beweisen der indischen Zauberkunst wollen wir noch zwei auswählen, bei welchen sogar Menschen spurlos verschwinden. Es wird ein Korb gebracht, groß genug, um einen etwa 12jährigen Jungen, der mit Stricken krumm gebunden wird, aufnehmen zu können. Dieser Korb steht auf der Erde inmitten der Zuschauer, welche einen Kreis um ihn her bilden. Jetzt wird der Korb mit einem Tuche bedeckt. Es wird lebendig unter demselben, der Knabe löst die Stricke, mit welchen er umwunden war, auf und wirft dieselben, in einen Knäuel gewunden, unter dem Tuche aus dem Korb heraus. Nun ist's stille geworden, das Tuch bewegt sich nicht mehr, es wird weggezogen, und der Korb ist leer, der Knabe, den man hineingezwängt hatte, ist verschwunden, oder steht ganz gemütlich unter den Zuschauern, wie ich es selbst einmal sah, und lacht die Leute aus.

Merkwürdiger ist noch das andere Stück. Ein junger Mann steht da und wirft ein Seil in die Luft, so daß dasselbe, wie wenn es oben festgemacht worden wäre, herabhängt. Jetzt klettert der junge Mann am Seil in die Höhe und verschwindet oben, wie das obere Ende des Seiles selbst. Umsonst befiehlt ihm sein Vater herunterzukommen, nur höhnische Rufe kommen von oben herab. Jetzt klettert der Vater am Seil empor und verschwindet ebenfalls den Augen der Zuschauer. Man sieht nur noch den Strick herabhängen, dagegen hört man Schelten und Rufen, ein Ringen und Kämpfen in der Luft. Plötzlich saust's von oben herab, ein abgehauener Arm, ein blutendes, zuckendes Bein fällt zur Erde, andere Körperteile folgen und liegen herum, bis es endlich oben in der Luft stille geworden ist. Jetzt sieht man den Alten, wie er am Seil wieder abwärts klettert, unten die zertrennten Körperteile sammelt und zusammensetzt, bis plötzlich der erste Kletterer wieder munter und gesund vor den Augen der verdutzten Zuschauer steht, und zwar mit so gleichgültiger Miene, als wäre ihm gar nichts passiert, was ja auch in Wirklichkeit der Fall ist.

Viele Jahre lang haben die Europäer umsonst sich abgemüht, eine Erklärung für diese wundersamen Vorgänge zu finden, aber umsonst. Erst vor einigen Jahren ist es zwei Engländern gelun-

gen, Licht in die Sache zu bringen. Geleitet von dem Gedanken, daß hier eine Sinnentäuschung vorliegen müsse, versuchten sie photographische Aufnahmen herzustellen, und siehe da, sie hatten sich nicht geirrt. Die photographische Platte zeigte wohl die Zuschauer, die Gaukler, das Tuch, aber keinen Mangobaum und keine blutigen Körperteile etc. Der zu Reis gewordene Staub blieb Staub im Negativ der Platte, wie auch alle andern vorhanderen Dinge blieben, was sie waren. Die in der Zauberei entwickelten Kräfte sind also unvermögend, etwas Wirkliches, Seiendes zu schaffen, aber sie sind imstande, die Sinne der Zuschauer so zu beherrschen, daß die Ohren aller ein und denselben Ton hören, die Augen aller ein und dasselbe Ding sehen, die Hände aller etwas betasten, was nicht vorhanden ist, und die Nasen einen Geruch empfinden, welcher auch nur vorgegaukelt ist. Was nun aber die Kraft ist, mit welcher die Goseins unsere Sinne so total in ihre Gewalt zu bringen imstande sind, ob Magnetismus, Hypnotismus oder wie die Ismen alle heißen, ist mir unbekannt. Gewiß ist nur das, daß die Zauberei auf Lüge und Täuschung beruht. Das ist gewiß auch der Fall gewesen bei Tularams Reis. Eine photographische Aufnahme hätte den Unrat nicht gezeigt. Selbst das Sterben derer, welche die vom Zauberer zubereitete Zitrone finden, läßt sich auf diese Weise erklären. Letzterer übt jedenfalls während einer gewissen Anzahl von Tagen einen unheilvollen seelischen Einfluß auf sein Opfer aus — er braucht dazu in jedem Fall eine gewisse Zeit, denn nie tötet er plötzlich — und diesen Einfluß steigert er am letzten Tage derart, daß sein zum Medium gewordenes Opfer in Krämpfe fällt, welche es töten. Schein sind auch bei der Heilung von Leuten, welche am Spleen leiden, die denai; die Medizin wird sich dort wohl als das Mittel der Heilung erweisen, verbunden mit einer uns unbekannten örtlichen Behandlung.

Innig mit der Zauberei und Hexerei verknüpft ist das

Gespenster- und Geisterwesen,

welches das Leben der Hindus in unsäglicher Weise verbittert. Alle Verstorbenen, welche während ihres Lebens nicht „Guru gemacht“ haben, oder welche auf andere Weise zu den Verlorenen gerechnet werden, werden nach der Meinung der Hindus nach dem Tode Gespenster, welche auf alle Art und Weise die Überlebenden quälen.

In einem Wäldchen bei Ardjundahah schlugen wir einst unsere Zelte unweit eines frischen Grabes, in welchem ein Weib lag, auf. In der ersten Nacht erwachten wir von einem fürchterlichen Geschrei, welches Kuni, der Wasserträger, ausstieß. Wir fanden ihn, halbtot vor Angst, unter der Zeltwand durchgezogen, den Kopf noch im Zelte, die Füße, dem Grabe zugekehrt, außerhalb der Zeltwand, auf der Erde liegend und laut jammernd. Er erzählte uns, daß die vergrabene Frau ein Gespenst sei, welches in Gestalt zweier Hunde aus dem Grabe gekommen wäre und ihn aus dem Zelte geschleppt hätte. Wir lachten ihn aus und sagten ihm, daß er infolge seiner Angst vor Gespenstern nur Alpdrücken gehabt hätte. Aber in der zweiten und dritten Nacht geschah ganz das nämliche, bis ich den armen Kerl in meiner Tanga (Ochsenwagen) schlafen ließ, wo er Ruhe hatte.

Ein anderer Wasserträger, der in einer Nacht am Teiche Wasser holen wollte, schrie plötzlich mit aller Macht um Hilfe. Wir liefen hin und fanden den Mann am Ufer stehen und mit Händen und Füßen gegen unsichtbare Feinde sich verteidigen. Er behauptete, Geister hätten ihn angepackt und hätten ihn im Wasser ersäufen wollen. Dieser Mann hatte kein Alpdrücken, er hatte vielmehr etwas über den Durst getrunken und befand sich in einem Zustande, in welchem sonst die Hindus — und andere Leute auch — lauter Helden sind.

Großen Aufruhr gab es einst in Ganeshpur. Dort befand sich und befindet sich noch ein großer Baum, unter welchem in früheren Zeiten die Dorfgötzen standen. Nun geschah es, daß

Nacht für Nacht von diesem Baume her Gespenster kamen, die Matten von den Häusern, die Kinder aus den Betten rissen und allerlei andern Unfug trieben. Das ganze Dorf war in Aufregung. Missionar Lohr, in der Meinung, daß man es hier wohl mit Affen zu thun habe, welche allnächtlich von diesem Baume herkämen, ließ Gewehrschüsse abfeuern, um diese Tiere, von welchen freilich keines bei Tage gesehen werden konnte, zu erschrecken. Es half nichts; noch einige Zeit lang dauerte die Sache fort, hörte aber auf, als der Missionar nach Ganeshpur kam und mit den Leuten betete.

Ernster aber wurde die Sache, als in Bisrampur die Stiefschwester von Anjori (früherer Name des Katechisten Paulus) starb und unweit des Kirchhofes beerdigt wurde. Sie war von einem tollen Hunde gebissen worden und hatte sich, da sie Heidin war, nicht an einen Arzt, sondern an einen Zauberer gewendet. Trotzdem dieser ihr als großen Zauber „Mistkäfer“ zu essen gegeben hatte, starb sie dennoch an der Tollwut. Nun kam sie allnächtlich von der Friedhofsecke her, von vielen gesehen und erkannt, ging in die Häuser ihrer Verwandten, riß dieselben aus den Betten und mißhandelte sie auf mannigfache Art und Weise. Selbst Katechist Paulus wurde von ihr nicht verschont und behauptete, daß er mit all seiner Kraft ihr gegenüber ganz machtlos sei. Auch hier war die Aufregung groß. Affen waren hier gewiß keine im Spiel, denn alle erkannten Anjoris Schwester, und alle hatten es mit ein und demselben Wesen zu thun. Auch hier unterblieb der Spuk, als der Missionar mit den Leuten betete.

Diese angeführten Fälle sind nun bloß einzelne aus Tausenden. Der Hindu lebt fortwährend in Gespenster- und Geisterfurcht und hat thatsächlich von diesem Spuke unendlich viel zu leiden. Wie nun? Können wir annehmen, daß die Seelen der Abgeschiedenen, welche während ihres Leibeslebens ihre Verwandten liebten und ihnen Gutes thaten, nach dem Tode dieselben zu quälen trachten? Sind's bloße Hallucinationen*), welchen die Leute unterworfen sind, eine von Jugend auf den Heiden eingepfropfte Gespensterfurcht, welche ihre Phantasie in der Weise

*) Wahnvorstellungen, Sinnestäuschungen.

erregt, daß sie zu sehen vermeinen, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist? Das ist die Auslegung, wie sie bei uns gang und gäbe ist, aber sie ist falsch. Auch die regste Phantasie kann keinen Schlafenden aus einem Zelte ziehen, kann keine Matten von den Häusern, keine Kinder aus den Betten werfen, und es sind keine bloßen Hirngespinste oder Phantome, welche körperlich mit Menschen ringen und ihnen Beulen schlagen. Für den Christen ist's ja gewiß, daß wir mit bösen Geistern zu kämpfen haben, und daß ihre Gewalt und Satans Macht über die Heiden ganz besonders groß ist, aber Geister haben nicht Fleisch und Bein. Satan kann kein dürres Blatt von einem Ort zum andern heben, kann kein Bäumlein wachsen, kann kein Wölkchen durch die Lüfte segeln lassen. Seine Macht ist eine geistige Macht, die er an Menschen ausübt, die sich ihm hingegeben. Physische Kraft kann er keiner Seele, keinem Geiste mitteilen, aber Menschen, die seine Knechte, oder vielmehr seine Engel, Gesandte geworden, kann er treiben, andere Menschen mit Fäusten zu schlagen. Warum sollten nun die Goseins, die Gyans und Gunyas, die Zauberer und Hexenmeister, welche andern am helllichten Tage Dinge vorgaukeln können, welche in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind und die man doch sehen, hören, fühlen, riechen und greifen kann, warum sollten sie nicht auch Geister und Gespenster vorgaukeln können, welche mit allen Sinnen wahrgenommen werden? Ich für meine Person bin der festen Überzeugung, daß es die Zauberer, diese Propheten der Lüge, diese Knechte des Satans sind, welche durch eine Kraft, die ich nicht kenne, und zwar immer durch ein und dieselbe Kraft, alle diese Werke der Lüge, des Irrtums, des bloßen Scheines wirken und überall Elend schaffen. Wunderwerke in der Kraft Christi gewirkt, tragen alle einen andern Charakter an sich; dies sind Werke des Lebens, nicht Täuschungen, sondern reelles Sein. Aus der Wahrheit kommt Wahrheit, und darum bestehen die Werke der Finsternis nicht vor der Macht christgläubigen Gebetes, und diejenigen, welche aus der Macht der Finsternis und der Nacht des Heidentums errettet, sind durch die Wahrheit des Evangeliums auch von Geister- und Gespensterfurcht befreit.

Zu dem Aberglauben der Hindus gehört auch die Ansicht, daß jeder, der von einem wilden Tiere getötet worden, als Gespenst jahrelang dieses Tier reite oder vor ihm hergehe, dasselbe beschütze und vor jeder Gefahr warne. Als Karl Lohr vom Tiger am Ufer des Sionath geschlagen ward und starb, behaupteten die Heiden, daß dieser Tiger nun unverletzlich geworden sei, indem der bara Saheb, d. h. der große Herr (im Unterschied von seinem Bruder Julius, welcher „der kleine Herr" heißt), sein Beschützer geworden sei. Umsonst erwies sich nun auch alles Vergiften getöteten Viehes, um den Tiger auf diese Weise umzubringen. Scharen von Schakalen und Geiern lagen am Gift verendet umher, aber der Tiger schlug Tag für Tag weidendes Vieh in der Umgegend, er selbst aber fraß nicht vom vergifteten Fleische. Umsonst waren auch die großen Treibjagden, welche mit Elefanten und Büffeln angestellt wurden. Von weit her kamen viele und erprobte Jäger, um ihr Glück zu versuchen, aber vergebens. Der Tiger blieb unsichtbar, obschon er genug Spuren seiner Anwesenheit hinterließ. Zuletzt kam er jede Nacht zwischen dem Wohnhause und der Kirche in Bisrampur vorbei, gegen den Kirchhof zu, wo man an Karls Grab des Morgens seine Spuren sah. Einige Tage vor meiner Abreise nach Europa machte auch ich mich auf, um mit J. Lohr das Tier womöglich beim Passieren des Hauses zu erlegen. Aber als es noch etwa 50 Schritt vom Hause entfernt war, wurde es von einem Nachtwächter mit einem Feuerbrande verscheucht. In der nächsten Nacht aber kam das Tier nicht den gewohnten Weg, wir hörten deutlich den Shikari hinter der Kirche rufen. Unter dem Namen Shikari versteht man ein Tier, welches den Tiger bei Nacht immer begleitet, ähnlich wie die Delphine den Haifisch umschwärmen. Von Zeit zu Zeit stößt es einen durchdringenden, unendlich wehmütigen Ton aus. Was für ein Tier es ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, da ich niemanden fand, der das Tier je gesehen hätte. Viele behaupten, es sei ein Schakal, andere, es sei ein Vogel, und manche, es sei die abgeschiedene Seele eines vom Tiger Getöteten. Im Jahre 1892 ist es nun endlich dem deputy commissioner von Raipur gelungen, den Tiger einundeine-

halbe Meile vom Missionshaus entfernt zu töten, fünf Jahre nach Karls Tode. Der Aberglaube der Hindus aber hat wieder aufs neue Nahrung empfangen.

Religiöse Orden.

Obschon das soziale wie politische Leben der Hindus durch Kastenregeln und Kastengesetze so sehr bis ins einzelnste hinein geregelt wird, daß eine Einwirkung auf dasselbe durch einen andern Faktor fast ausgeschlossen zu sein scheint, so stehen doch sämtliche Kasten unter dem Einflusse mächtiger religiöser Orden, welche in mancher Beziehung an die altchristlichen Mönchsorden erinnern.

Den geringsten Einfluß auf die Bevölkerung im allgemeinen üben die Beiraghi aus, welche eine Art Bindeglied zwischen Kasten- und Ordenswesen darstellen. Sie sind im großen und ganzen Abkömmlinge von Brahminen, während ihre Mütter aus niederen Kasten stammen; sie sind deshalb keine vollen Brahminen und tragen nur eine drei- und nicht siebenfache heilige Schnur. Von einer Kaste unterscheiden sie sich dadurch, daß sie Angehörige anderer Kasten aufnehmen; von andern religiösen Orden dadurch, daß viele durch Geburt Beiraghis sind. Eben deshalb bilden sie keine Kaste, sondern eine „Mat,“ d. h. einen religiösen Orden, und stehen unter einem gemeinsamen, gewählten Guru, welcher seinen Sitz in Benares hat. Sie leben vom Bettel, doch so, daß das Erbettelte persönliches Eigentum und nicht Eigentum des Ordens ist. Sie werden oft ansässig, heiraten und verwalten auch zeitliche Güter. Sie sind Anbeter des Mahadeo, legen aber keinen Wert auf die Vedas, die heiligen Schriften der Hindus. Schulen unterhalten sie keine

und verachten Gelehrsamkeit. Dagegen suchen sie durch gute Werke die Götter sich geneigt zu machen und hoffen in Anerkennung ihrer guten Werke (zu welchen sie auch den Bettel rechnen) einst bei der Seelenwanderung volle Brahminen zu werden.

Obschon die Beiraghi selbst Jünger machen, d. h. Gurus anderer Leute werden, so üben sie doch um ihrer Unwissenheit und des Mangels an einer festen, bestimmten Lehre willen nur wenig Einfluß auf die Menge aus. Nicht einmal der Fluch eines Beiraghi ist gefürchtet und ihr Segen darum auch nicht begehrt. Aus Auszeichnung tragen sie gelbrötliche Kleider.

Zu diesen Beiraghi gehören die Gosein, die Geisterbeschwörer, Schlangenbändiger und Zauberer, von welchen vorhin die Rede war. Auch diese tragen die dreifache Schnur und die Kleider wie die Beiraghi.

Ein richtiger religiöser Orden, in welchen niemand hineingeboren werden kann, in dem aber Angehörige aller Kasten Aufnahme finden, ist der Orden der

Sanyassi.

Eigentümlich sind die Art und Weise, in welcher die Aufnahme in den Orden geschieht, und die Bedingungen, welche der Applikant zu erfüllen hat, ehe er um Aufnahme nachsuchen kann. Er muß nämlich die vier großen Wallfahrten der Hindus ausgeführt haben. Zuerst geht es nach dem äußersten Süden der großen vorderindischen Halbinsel, wo sich der Wallfahrtsort Kanya Kuwari (beide Worte bedeuten Jungfrau) befindet. Es ist dies eine lange, mühselige Reise zu Fuß, oft auf ungebahnten Wegen, durch Wüsten und Wälder, in Gefahr bei Tag und bei Nacht, bei Hunger und Durst, denn der Wallfahrer lebt auf der Reise vom Bettel, was die Wallfahrt erst zu einem dharm karm, zu einem verdienstlichen Werke, macht. In Kanya Kuwari wird dem Pilger der Götzentempel mit glühendem Eisen auf den Arm gebrannt, und als Zeichen vollbrachter Wallfahrt werden ihm „drei Stöcke“ gegeben. Jetzt richtet der Wallfahrer sein Angesicht nach Norden. Er wallfahrtet nach Dewarka in Sind. Jahrelang ist er unterwegs, oft krank, elend und verlassen von allen, nicht

selten alles entbehrend, was zum Wohlsein des Menschen gehört. In Dewarka erhält er den zweiten Stempel auf den Arm gedrückt und um seinen Hals eine Schnur mit einem dreieckigen Stein, auf welchem Dewarkas Götzentempel eingraviert ist. Von da geht die Reise nach Osten, nach Puri oder Chaggatnath, immer unter gleichen Verhältnissen, Gefahren und Entbehrungen. Zu den Stempeln von Kanya und Dewarka muß auch der Stempel von Puri kommen, und als Zeichen dieser Wallfahrt der große Sonnenschirm, unter welchen er die drei Stäbe von Kanya und ein Säcklein bindet, in welchem sich zweiundzwanzig Körner Götzen-Reis befinden, die er als Mahaprasad in Puri erhielt. Das sind nun Heiligtümer, welche der Wallfahrer höher achtet als allen Reichtum und die er bis zum letzten Atemzuge verteidigen würde. Aber noch fehlt das Schlußglied in der Kette seiner Wallfahrten; es muß zu den vorhandenen drei Stempeln noch der vierte kommen. Obschon seit vielen Jahren auf der Reise, müde und abgehärmt, so unternimmt der Pilger doch noch die vierte Wallfahrt. Quer geht es durch Indien nach dem Westen, wo in der Präsidentschaft Bombay, in Harduar, Indiens vierter großer Wallfahrtsort sich befindet. Dort erhält er den letzten Stempel, und als Abzeichen ein Bild der Göttin Kali. Jetzt hat er alle Vorbedingungen erfüllt, nun kann er sich zum Eintritt in den Sanyassiorden melden. Er wandert deshalb wieder von neuem Benares, der heiligsten Stadt der Hindus am Ganges, zu, wo der Hauptsitz der Mat, des Ordens, ist, und wo der oberste Guru, der Ordensgeneral, wohnt.

Er tritt nun als Novize ein und hat als solcher die Reinigungszeremonien durchzumachen. Sein Haar wird glatt abrasiert. Drei Jahre lang hat er nun zu studieren und dabei allerlei Dienste zu verrichten. Er läutet die Götzenglocken, wäscht seinen Vorgesetzten die Füße, ist Tempeldiener und hat den Pilgern, welche alljährlich zu Hunderttausenden nach Benares strömen, hilfreiche Hand zu leisten. Hier wird nun auch durch ein gewisses Erziehungssystem der letzte Rest seines Eigenwillens gebrochen und sein eigen Ich ganz von der Welt getrennt. Ist er so weit gebracht, so tritt er vor den Guru und dieser murmelt einige

Gebete und Sprüche aus den Vedas in sein Ohr. Dann erhält er die Mala, die Halskette der Sanyassi, umgelegt. Nochmals wird ihm ein Stempel, der Stempel des Ordens, auf den Leib gebrannt, ein neuer Name ihm gegeben, und nun hat er endlich nach vielen, vielen Jahren des Reisens, Dienens und Lernens seinen höchsten Wunsch erreicht. Er ist Sanyassi. Erst jetzt wird er in die Mysterien des Ordens eingeweiht und erst jetzt erhält er das Paßwort, mit welchem er sich seinen Genossen allerorten bekannt geben kann. Und was hat er gewonnen? Keine Reichtümer, denn er bleibt Bettler sein Leben lang. Er darf weder heiraten, noch ein Heim sein eigen nennen, noch Besitztum haben; Gold und Silber darf er nicht empfangen, nur Speise und Trank, seinen Leib zu erhalten. Nie darf er mehr in einem Hause wohnen, sondern lebenslang muß der offne Himmel seine Decke sein, unter welcher er sich niederlegt; nicht in einem Bett darf er ruhen, sondern auf seinem Hirschfell, das er überall mit sich nimmt. Ob die Sonnenglut ihn brennt, die Regengüsse auf ihn niederströmen oder die rauhen Winde der kalten Zeit über ihn ziehen: sein Haus bleibt die offene Welt. Keine Wand darf ihn umschließen, bis er endlich ins enge Kämmerlein gebettet wird, worin sein Körper für immer ruht.

Alles was dem Sanyassi zuteil wird, ist Ehre. Als Heilige werden sie angebetet und als Lehrer des Volkes und als Gurus werden sie verehrt. Man geht aber doch nicht fehl, wenn man annimmt, daß ein großer Teil der Sanyassi in ihrem Stande das nicht findet, was er suchte. Ruhe und Frieden findet keiner. Wohl begnügen sich viele mit der Ehre, am Ende ist's aber doch das Seelenheil, das die meisten erstreben, und um deswillen sie allen Annehmlichkeiten des Lebens entsagen.

Folgende Lebensgeschichte eines Sanyassi ist ein Beispiel aus vielen. In einem Dorfe unweit Mirsapur in den Nordwest-Provinzen Indiens lebte vor kurzem ein Brahmine, der einen einzigen Sohn, Namens Hirapuri („voller Diamanten"), besaß. Einst lagerten sich acht Sanyassi unweit seines Hauses, welche dem Herkommen gemäß von diesem wohlhabenden Brahminen mit Speise und Trank versehen wurden. Der etwa vierzehn-

jährige, sehr aufgeweckte und religiös angelegte Knabe saß nun gerne und so oft er konnte bei diesen Leuten; mit Verwunderung hörte er den Erzählungen von ihren Reisen und ihren Schilderungen der heiligen Wallfahrtsorte zu. Er hörte von Kashi, von Benares, der heiligen Stadt mit ihren unzähligen Tempeln, wo schon die Erde, die Luft, wie der Ganges die Bewohner fürs jenseitige Leben heiligt. Dies alles übte einen so überwältigenden Einfluß auf das Gemüt des Knaben aus, daß er einige Zeit nach dem Abzug der Sanyassi vom elterlichen Hause fortlief, um letztere wieder einzuholen und mit ihnen die Wallfahrt nach einem heiligen Orte mitzumachen. Die Eltern ahnten wohl, wohin ihr Sohn sich gewendet haben möchte, deshalb machte die Mutter sich auf und zog ihm von Ort zu Ort nach, bis sie ihn endlich in Dewarka in Sind fand, wohin ihn die Sanyassi mitgenommen hatten. Sie brachte ihn wieder mit sich nachhause zurück, wo er vom Vater voller Freude aufgenommen ward, denn Hirapuri war eben der einzige Sohn und Erbe und seines Vaters größter Stolz. Aber nicht lange dauerte es, so war er wieder verschwunden. Was er gehört, gesehen und erlebt hatte, war zu tief in sein Herz eingegraben, und der Drang, den schwierigsten, aber nach seiner Meinung auch sichersten Weg zu menschlicher Vollkommenheit und ewiger Seligkeit einzuschlagen, war zu groß, als daß er ihm hätte widerstehen können. Dieses Mal wendete er sich nach Süden und begann seine Wallfahrt nach Kanya Kuwari. Wieder zog ihm seine Mutter wochenlang, monatelang, jahrelang nach; die Liebe zu ihrem Sohne spottete aller Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen der langen Reise, aber sie fand ihn nicht. In Kanya wurde Hirapuri krank, und es traf sich, daß er unter die Verpflegung von christlichen Missionaren kam, welche ihm von einem andern, ihm bisher völlig unbekannten Weg zur Seligkeit erzählten. Hier hörte er zum erstenmal: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden, als der Name Jesus Christus. Gesund geworden, bewegte er wohl das Gehörte in seinem Herzen, wurde aber doch von andern Pilgern und von Sanyassi aufs neue bewogen, auch die

dritte Wallfahrt zu unternehmen, um zu dem Tempelbild von Dewarka und den drei Stöcken von Kanya auch noch das Bild der Kali von Harduar hinzuzufügen. Auch die vierte Reise nach Chaggatnath vollendete er und trat nun in Benares als Novize in den Orden der Sanyassi. Dort erduldete er in der Abtötung seines Fleisches, seines Willens, seines eigenen Ichs die schwersten Prüfungen. Was er vor Jahren von einem Heiland der Menschen gehört hatte, war zwar nicht seinem Gedächtnis entschwunden, denn selig zu werden war sein höchstes Streben, aber in Aberglauben und Götzendienst verstrickt, glaubte er, daß sein Thun und Leiden ihn doch endlich ans Ziel bringen werde. Vollkommener Sanyassi geworden, zog er nun wieder heim in sein väterlich Dorf und vernahm dort zum erstenmal, daß seine Mutter ihm vor vielen Jahren nachgereist, aber nicht mehr zurückgekommen wäre und nun verschollen sei. In der Nähe seines väterlichen Hauses lag er nun als ein Fremdling auf seinem Hirschfell, bis sein Vater starb. Das Erbe ging auf entfernte Verwandte über, und Hirapuri zog wieder heimatlos als Bettler durchs Land, und — was noch schlimmer als alles war — friedelos und freudeleer. Was er mit so viel Entsagen gesucht hatte, war ihm nicht zu teil geworden. So kam er einst auf die Station Bisrampur, krank und elend, an Dysenterie*) leidend, jener mörderischen Krankheit, welche ihre Opfer zu Tausenden unter den Pilgern findet. Zum zweitenmal hörte er nun wieder das Evangelium von Jesu Christo. Oft hatte er, seitdem er Kanya Kuwari verlassen, gewünscht, mehr vom Sünderheiland zu wissen, aber er hatte keine Missionare mehr getroffen. Jetzt, an Seele und Leib gebrochen und erkennend, daß sein Weg ein falscher, selbstgewählter, ungöttlicher gewesen, drang er zum Glauben an Gottes Gnade in Christo durch und wurde in Bisrampur auf den Namen Nikodemus getauft. Gerne hätte man ihn dort behalten, denn als gelehrter Sanyassi hätte er eine erwünschte Kraft im Dienste des Herrn werden können. Aber er wollte nicht bleiben, wollte kein Gold und Silber als Lohn für sein

*) Ruhr.

Dienen im Reiche Gottes nehmen, damit es nicht heißen sollte, er wäre um irdischen Gewinnes willen Christ geworden. Er zog fort und lebt nun als Verwalter eines Dorfbesitzers bei Mongheli.

Als Unterabteilung zu den Sanyassi gehörend, jedoch eigene Kongregationen bildend, finden wir über ganz Indien zerstreut, erstens die Nihang, d. h. Leute, welche von Sanyassi zu Jüngern gemacht worden. Sie leben im Cölibat, bedienen die Sanyassi und übertragen ihr Besitztum auf adoptierte Jünger. So ist das Königreich Rajy Nandgaoun ein Besitztum der Nihang. Der König aber, der im Cölibat lebt, ernennt den Thronfolger durch Adoption.

Zweitens erwähnen wir die Haus. Auch diese heiraten nicht, gehen völlig nackt, essen alles, selbst Holz, Glas und Steine, auch Aas und menschliche Leichname. Sie sind kastenlos, werden aber angebetet und so verehrt, daß selbst die Brahminen ihnen die Füße waschen. Sie stehen aber unter dem Oberhaupt der Sanyassi.

Drittens gehören hierher die Bhat, die Dichter. Es sind dies die Improvisatoren Indiens, welche aus dem Stegreif über irgend ein gegebenes Thema, meistens in sehr schöner Form und prächtiger Bildersprache, dichten. Wem ihr Loblied gilt, ob Ganesh oder Mohammed, ob Christo oder Buddha, ob einem guten oder bösen Geiste, ist ihnen ganz gleichgültig. Die Person des Gefeierten ist Nebensache, die Form des Gedichtes ist das Wichtigste. Obschon unter der Sanyassi-Regel stehend, nehmen sie doch Geld, haben persönliches Eigentum und heiraten.

Viertens nennen wir die Basdeo. Diese unterscheiden sich in vielen Dingen vorteilhaft von ihren Brüdern, den Hindus. Zwar bilden sie eine Kaste und leben teilweise nach der Sanyassi-Regel, aber sie verheiraten sich nicht als Kinder, sondern erst als voll ausgewachsene Leute. Sie zeichnen sich vor allen durch große Körperschönheit und Kraft aus und haben, weit mehr als die Hindus, Sinn für Schönheit und Reinheit. Nie wohnen sie in Dörfern mit andern zusammen, sondern bauen ihren Teil außerhalb der Dörfer für sich auf, ein Haus genau so gemacht wie das andere, alle in gerader Linie, zierlich, sauber und nett.

Sogar die Dorfgassen werden von ihnen nicht nur rein gehalten, sondern sogar mit Kalk und Okerzusatz geweißt.

Ihre Wasserkrüge werden nicht in den Häusern, sondern vor denselben aufbewahrt. In der Kleidung tragen sie sich rein und anständig. Gerade diese Basdeo sind ein schlagender Beweis, daß die Degeneration der Hindu zum großen Teil auf die frühen Kinderheiraten, welche die Vedas anordnen, zurückzuführen sind; auch sind sie ein Beweis davon, daß mit dem Besiegen der Kastengesetze, welches keine Zivilisation, sondern nur das Christentum zustande bringen kann, eine Veredlung der Nation in körperlicher ebenso gut wie in sittlicher Hinsicht sicher zu erwarten ist. Die Basdeo sind die Barden Indiens. Acht Monate des Jahres ziehen sie durchs Land, die Heldenthaten der Götter Indiens besingend. In der Regenzeit aber, wenn das Land überflutet ist und die kleinsten Bächlein oft meilenbreite Ströme geworden sind, bleiben sie in ihren Dörfern und nähren sich mit Vieh-, speziell Büffelhandel.

Die evangelische Mission in Chattisghar.

„Die Wege des Herrn sind wunderbar,
aber er führt sie herrlich hinaus!“

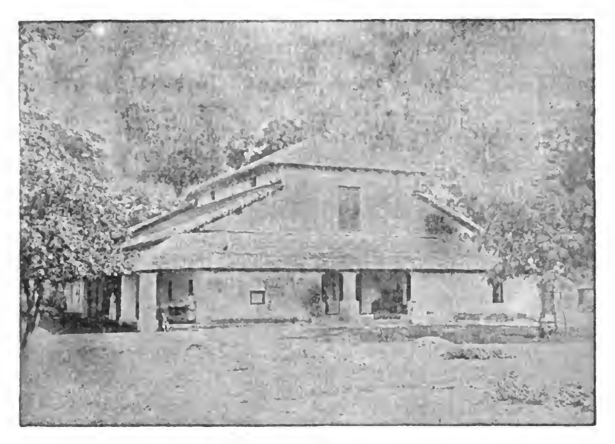
Dieses Wort darf man getrost als Motto der Geschichte der deutschen evangelischen Mission in Chattisghar voransetzen. Wenn auch in dieser Mission, wie in jeder Reichsgottesarbeit, welche Menschen treiben, viel Menschliches mit untergelaufen ist und noch mit unterläuft, so hat sich doch von Anfang an die Hand Gottes bei der Gründung der Mission, bei der Auswahl des Arbeitsfeldes und im Erfolg, mit welchem die Predigt des Evangeliums unter den Satnamis gekrönt worden ist, klar gezeigt, daß obiges Wort als Devise gerechtfertigt ist.

Es war im Jahre 1865, als etliche missionsfreundliche Pastoren aus New York und Umgebung im Pfarrhause von Oskar Lohr in New Brunswick, N. J., beisammen saßen. Unter ihnen befanden sich Dr. Busche, Dr. Seibert, Günther, Euler und andere mehr. Durch den früheren Missionar Lohr angeregt, beschlossen sie die Gründung einer evangelischen Missionsgesellschaft. Zuerst erschien nun ein Missionsblatt, welches die deutschen Gemeinden zum Werke willig machen sollte; der Erfolg war ein derartiger, daß schon zwei Jahre später die neue Gesellschaft zur Aussendung des ersten Missionars schreiten konnte. Die Wahl fiel auf den, der hauptsächlich die Sache angeregt hatte, auf Oskar Lohr. Durch seine Vorbildung, seinen Charakter, seine Erfahrungen, die er sich in zehnjähriger Missionsarbeit unter den Khols in Chota Nagpur gesammelt hatte, schien er wie kein anderer geeignet, ein Werkzeug in des Herrn Hand zu werden zur Bekehrung derer, die noch in Finsternis und im Schatten des Todes saßen. Obschon es für den Berufenen ein Opfer war, seine ihm lieb gewordene Gemeinde, in welcher er bisher im Segen gewirkt hatte, zu verlassen, nahm er doch den Ruf als einen Ruf von seiten des Herrn an.

Am 25. November 1867 schiffte sich der neuerwählte Missionar O. Lohr mit seiner Familie in Boston ein und landete sechs Monate später auf indischem Boden, in Bombay. Seine Instruktion lautete: ein solches Arbeitsfeld zu wählen, wo bis dahin keine andere Gesellschaft gearbeitet hatte. Eine ganze Kette von Umständen ließen es ihn als „des Herrn Willen" erkennen, seine Schritte ins Herz Indiens, nach Chattisghar, zu lenken, wo er auch nach mühseliger Reise in Raipur, dem Sitz der Regierung von Chattisghar, seine erste Wirkungsstätte fand. Die englischen Zivil- und Militärbeamten wetteiferten mit einander, dem Missionar in der Etablierung einer Mission behilflich zu sein. Doch bald war es allen klar, daß Raipur nicht der geeignetste Ort sei, um die Mission zu beginnen, und daß nicht die stolze Hindubevölkerung, sondern die armen, unterdrückten und vernachlässigten Chamars das eigentliche Objekt für die Thätigkeit des Missionars werden sollen. Deshalb trachtete Missionar Lohr danach, einen geeigneten Platz womöglich im Zentrum der Chamarbevölkerung zu finden. Mittlerweile gründete er eine Schule für junge Leute aus der Kaste der Chamars, um aus diesen sich Gehilfen für seine Arbeit heranzuziehen. Fünfzehn junge Leute aus Areng ließen sich bereit finden, gegen ein Gehalt von 4—5 Rupies monatlich sich in die neue Schule in Raipur aufnehmen zu lassen. Als aber das Gerücht ausgesprengt wurde, daß diese Leute sämtlich nach England übergeführt werden sollten, um dort verkauft zu werden, verließen die meisten unter ihnen die Schule, um nicht wiederzukehren. Diese Kalamität bewog nun den Missionar, so schnell als thunlich an einem günstigen Platze sich definitiv niederzulassen. Ungefähr in der Mitte zwischen Raipur und Belaspur befand sich um jene Zeit ein von der Regierung konfiszierter Landkomplex, welchen die früheren Besitzer zum Dschungel (Wald) hatten werden lassen, um die Steuerzahlung zu umgehen. Missionar Lohr veranlaßte nun den Verkauf dieses Landes auf dem Auktionswege, blieb aber, weil ein anderer Kaufliebhaber ihn überbot, im Rückstand und zog betrübten Herzens wieder nach Raipur. Es zeigte sich aber, daß der Käufer des Landes ein Beamter war, welcher nach indischem Recht kein Land

besitzen darf. Der Kauf wurde deshalb rückgängig gemacht und schließlich sah sich die Missionsgesellschaft doch im Besitze dieses für ihr Werk so äußerst günstigen Platzes. Merkwürdig ist dabei, daß jenes Land das letzte war, das in Indien als Freiland ohne Steuerbelastung verkauft worden ist. Den Kaufpreis zahlten zum größten Teil die christlichen englischen Beamten in Raipur. Nachdem es nun noch gelungen war, ein kleines, inmitten des gekauften Landkomplexes liegendes Dörflein, Ganeshpur, käuflich zu erwerben, schritt Lohr zum Bau des ersten Hauses auf dem von ihm Bisrampur, d. h. Stadt des Friedens, genannten Platze. Es war dieses ein einstöckiges Erdhaus mit Gras bedeckt, ganz nach Hindu Art und Weise aufgerichtet. Auch wurde ein Brunnen gegraben, welcher das so nötige Wasser liefern sollte. Unterdessen hielt der Missionar in dem benachbarten Dorfe Darchura Schule und predigte dort den Heiden im Freien, denn der Zudrang der Chamars war so groß, daß kein Lokal hätte gefunden werden können, das alle Hörer hätte fassen können. Zu Tausenden umstanden die Leute täglich das Zelt des Missionars, und vor Mitternacht fand derselbe nicht die nötige Ruhe. Am heiligen Weihnachtsfeste, nachdem Lohr beinahe ein Jahr lang in und um Bisrampur gearbeitet hatte, konnte er die drei Erstlinge aus den Satnamis taufen, von welchen später freilich wieder einer ins Heidentum zurückfiel. Die Ursache dieses Schrittes war ein eigentümliches Mißverständnis. Er las im Katechismus: „Ich bin der Herr, dein Gott," und in der Annahme, daß diese Worte auf den Missionar, der sie geschrieben, zielten, weigerte er sich, Lohr als seinen Gott anzuerkennen. Alles Erklären, daß diese Worte nicht Worte des Missionars, sondern Worte Gottes seien, half nichts, der geschriebene Katechismus bewies ihm das Gegenteil, und er verließ die Station.

Unterdessen arbeitete Missionar Lohr fleißig an der Errichtung der Station. Küche und Ställe wurden erbaut, und aus der Erde erhoben sich bald die Grundmauern für das neue eigentliche Missionshaus. Eine Reihe von Erdhütten dienten zur Beherbergung der Schüler, deren Zahl fortwährend wuchs, bis die heiße Zeit herannahte und mit ihr die Cholera ihren



Missionshaus Bisrampur.

Einzug hielt. Jetzt verließen viele der Schüler sowie eine Anzahl Arbeiter die Station, doch konnten trotz alledem die Arbeiten fortgesetzt werden, und als die Regenzeit hereinbrach, konnte die vom Fieber sehr heruntergekommene Missionsfamilie ihren Einzug ins neu erbaute Missionshaus halten. Der Brunnen war auch fertig gestellt und lieferte reichlich gutes Wasser.

Bisher war von seiten der Regierung für die Erziehung der Chamarjugend nichts gethan worden. Die neue Mission in Bisrampur aber veranlaßte sie, es in Raipur mit der Errichtung einer Normalschule für Chamars zu versuchen. Zwei Drittel der Schüler Bisrampurs siedelten auf Anraten Missionar Lohrs nun nach Raipur über und bildeten dort die Kerntruppe der neuen Schule. Die Zurückbleibenden waren vom Christentum erfaßt und begierig, mehr vom Heil in Christo zu vernehmen. Sie berechtigten zu der Hoffnung, daß sie sich einst bekehren und als christliche Schullehrer in den umliegenden Dörfern verwenden lassen würden.

In das Jahr 1870 fällt die Gründung der zweiten Missionsstation unserer Synode. Schon im November 1869 wurde ein zweiter Missionar nach Indien gesandt, aber Kränklichkeit nötigte ihn schon vier Monate später, wieder die Heimreise anzutreten. Ein dritter Missionar Namens Frank wurde ausgesandt, welcher nach halbjährigem Aufenthalt in Bisrampur nach Raipur übersiedelte. Dies geschah im Juli 1870. Frank kaufte aus eigenen Mitteln ein Haus, erbaute nach und nach die nötigen Häuser für die Schüler und Angestellten der Station, mußte aber leider vor Fertigstellung der Station, durch Kränklichkeit seiner Frau gezwungen, Indien wieder verlassen. Die Arbeit mußte deshalb aus Mangel an einem Missionar dort aufgegeben werden. Die Gebäude, welche Frank der Mission geschenkt hatte, wurden vermietet und die Schule aufgelöst.

Es war dem Missionar Lohr unterdessen gelungen, einen sehr tüchtigen und gut gebildeten Brahminen, welcher in Jubbelpur die heilige Taufe empfangen hatte, für die Schularbeit in Bisrampur zu gewinnen. Es ist dies der in der Mission gut bekannte und oft genannte Gangaram, der bis zum heutigen Tage als Katechist dient.

Das Jahr 1870 war für die Mission ein ereignisvolles Jahr. Der Herr hatte die Arbeit gesegnet und dem Evangelium Eingang in die Herzen verschafft. Am 17. September konnte die erste Christengemeinde in Chattisghar organisiert werden; die Anzahl der Glieder betrug am Ende des Jahres zweihundert Seelen. Auch war es dem Missionar möglich, etliche der Geförderten als Evangelisten auszusenden, um ihren Brüdern nach dem Fleisch die frohe Botschaft von der Erlösung in Christo Jesu zu überbringen.

Langsam, aber stetig nahm die Gemeinde zu. Auch Ganeshpur hatte schon über hundert Einwohner. Es fehlte allerorten an Raum für Schulen und gottesdienstliche Zwecke. Deshalb wurde nun die Kirche und ein Schulhaus in Bisrampur, sowie eine Schule in Ganeshpur gebaut. Im darauffolgenden Jahre wurde Missionar Weiß und wieder ein Jahr später Missionar Hauser ausgesandt, um am Netze ziehen zu helfen. Aber leider

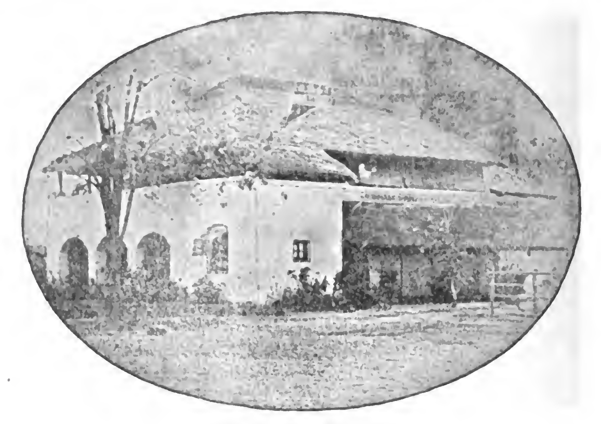


Kirche in Bisrampur.

verließen diese Männer aus verschiedenen Gründen sehr bald wieder das Werk und kehrten, noch bevor sie die Sprache erlernt hatten, in die Heimat zurück, und Missionar Lohr stand wieder allein. Dabei häufte sich die Arbeit und die Sorgen nahmen zu, ganz besonders in Bezug auf die Verwendung der jungen Christen für irgend einen Industriezweig. Etwas mußte gefunden werden, sie zu beschäftigen und ihnen die Erwerbung des täglichen Brotes zu ermöglichen. Da nun Missionar Lohr in Bisrampur ein Lager lithographischer Steine entdeckte, fing er an, Versuche mit denselben anzustellen. Sie fielen ermutigend aus, und nach vielem Probieren und Studieren gelang es ihm, im Verein mit seinen Söhnen, eine Druckerpresse zu konstruieren und eine Druckerei herzustellen, aus welcher als Erstlingsfrüchte das „Herzbüchlein" in Hindi und ein Schulatlas mit acht kolorierten Karten hervorgingen. Nach und nach kamen zu der ersten Presse noch einige weitere, auch Typenpressen. Die Aufträge von seiten der eng-

lischen Regierung zur Herstellung von Formularen mehrten sich, und nun beschäftigt diese Presse etwa vierzig junge Leute, hält dieselben unter der Aufsicht der Missionare und ermöglicht ihnen die Gründung eines eigenen Heims.

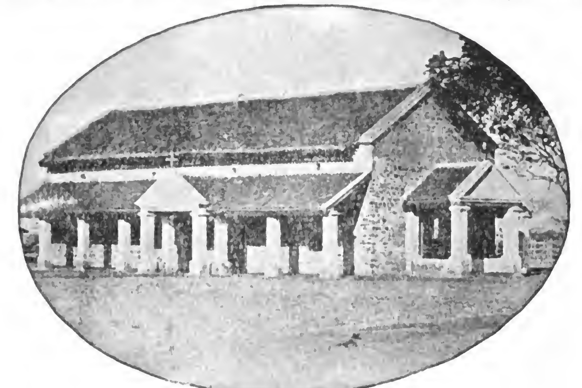
Im Jahre 1879 wurde von der Gesellschaft nochmals ein Versuch mit der Aussendung eines Missionars gemacht und A. Stoll nach Bisrampur gesandt. Nur kurze Zeit aber blieb er in Bisrampur. Nach etlichen Monaten übernahm er die Station Raipur, wohin ihm Katechist Gangaram als Hilfsarbeiter folgte. Bald wurde nun auch dort die Errichtung eines Schul-



Missionshaus Raipur.

lokals und einer Kirche notwendig und ins Werk gesetzt. Im täglichen Predigen auf dem Bazar und in den umliegenden Dörfern, im Schulehalten und in Predigtreisen während der kalten Zeit fühlte sich Missionar Stoll in einer ihm zusagenden und lieben Arbeit, und wenn auch sichtbarer Erfolg lange ausblieb, so tröstete er und die Missionsgesellschaft sich mit der Ver-

heißung: „Mein Wort soll nicht leer zurückkehren, sondern ausrichten, wozu ich es sende." Mittlerweile wuchsen mit der stetigen Zunahme der christlichen Gemeinden in Bisrampur und Ganeshpur die Anforderungen, welche an die Kraft des einzigen Missionars in Bisrampur, D. Lohr, gestellt wurden. Lag doch auf seinen Schultern allein das ganze große Werk. Ja, als früherem Assistenzarzte in englischem Dienste in Calcutta übertrug die Regierung ihm auch noch den ärztlichen Dienst in einem von der Regierung erbauten Hospital in Bisrampur, wo jährlich sechs bis sieben tausend Kranke teils behandelt werden, teils Medizin erhalten. Als daher im Jahre 1883 die Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika das Missionsfeld in Chattisghar von



Kirche in Raipur.

der alten Gesellschaft übernahm, wurde Julius Lohr, ein Sohn des mit der Zeit alt gewordenen D. Lohr, diesem als Gehilfe in der Verwaltung Bisrampurs beigegeben. Schon jahrelang, ja von Jugend auf war er seines Vaters rechte Hand in der Verwaltung, an der Presse, bei den Bauten gewesen, und deshalb war seine Ernennung zum besoldeten Gehilfen nicht nur weise, sondern auch gerecht.

Eine Stärkung der Mission und eine Erweiterung des Missionsfeldes konnte auch in anderer Hinsicht von der neuen Gesellschaft, von der Evangelischen Synode, beschlossen werden. Es wurden zwei weitere Missionare, Jost und Tanner, im Jahre 1885 nach Indien abgeordnet. Während der eine von ihnen, Missionar Jost, in Bisrampur blieb, um dort am Werke zu helfen, übernahm Tanner die Leitung der Station Raipur. Missionar Stoll aber wurde beauftragt, eine neue Station zu gründen. Zwölf Meilen von Bisrampur, jenseits des Sionath Flusses im Distrikt Belaspur, gelang es, einen günstig gelegenen Platz käuflich zu erwerben, und nun wurde dort mit dem Bau der dritten Station, Chandkuri, begonnen. Noch war sie nicht gänzlich vollendet, als Missionar Stoll, um seine angegriffene Gesundheit zu stärken, nach Moussouri, am Himalaja gelegen, zog, während Missionar Jost die Station Chandkuri übernahm. Auch dort bildete sich bald, wie in Raipur, eine kleine Christengemeinde, welche heute ungefähr einhundert und zwanzig Seelen beträgt.

Nach dreiundeinhalbjährigem Aufenthalte in Chattisghar mußte Missionar Tanner infolge von zu großer Kränklichkeit seiner Frau und seiner Kinder Indien wieder verlassen und wurde durch Missionar Hagenstein, dem bald Nottrott und zuletzt auch noch Gaß folgten, ersetzt. Auch Julius Lohr, welcher schon im Jahre 1890 zum Missionar in der Kirche von Bisrampur durch seinen alten Vater ordiniert wurde, zählt nun zu den Arbeitern im aktiven Missionsdienst. Klein hat das Werk begonnen, aber der Segen Gottes hat es sichtbar begleitet. Auf den drei Stationen stehen nun sieben Missionare, denen zehn Katechisten und zehn Lehrer zur Seite stehen. In fünf Kirchen versammeln sich die aus dem Heidentum gewonnenen Chamar- und Hindu-Christen, etwa 1100 an der Zahl. Viele sind schon in die Ewigkeit vorangegangen und ruhen, die Mehrzahl derselben, auf Bisrampurs Friedhof. Das Werk aber, zu dessen Beginn D. Lohr den ersten Anstoß gegeben, das er begonnen und dem er bis auf den heutigen Tag vorgestanden hat, wird zunehmen und wachsen, und aus ihm wird ein Segen auf den Kirchenkörper, welcher diese Mission treibt, zurückströmen.

Heidenname: Bilwa. Manglu.
Christenname: Benjamin. Taizadán.



David. Jakob. Joseph. — Christenname.
Fetu. Mandul. Jherihar. — Heidenname.

Missions-Arbeit.

Wie eines jeden Menschen Leben und Wirken sich nach den Verhältnissen gestaltet, in denen er lebt, so gestaltet sich auch das Missionsleben und die Missionsarbeit anders unter den Eskimos, als unter den Negern Afrikas, anders unter den Insulanern der Südsee, als unter den Chinesen. Die Hauptaufgabe ist zwar überall dieselbe: Prediget das Evangelium! Der Feind ist auch überall der nämliche: das Reich der Finsternis. Dennoch ist es ja unzweifelhaft, daß die Mission unter den Hindus andere Anforderungen an den Missionar, an sein äußeres Sichverhalten und Benehmen, an seine geistige Elastizität und seine körperliche Ausdauer stellt, als z. B. die Mission unter den Eingebornen Australiens.

Eine Anforderung, welche der Missionsdienst an alle Missionare gleicherweise stellt, sie mögen hinziehen, wohin sie wollen, ist das Scheiden von Angehörigen, Freunden und vom Vaterland; ist der Abbruch aller Beziehungen zu dem bisherigen Wirkungskreise, das Heraustreten aus den alltäglichen Verhältnissen eines gewohnten Lebensganges mit seinen mannigfaltigen leiblichen und geistigen Genüssen. Ferner die Anforderung, daß die Missionare mit allem Ernst und aller Treue sich hineinleben in ganz neue, oft sehr widerwärtige Verhältnisse, in neue Sprachen, Umgangsformen, Wohnungsverhältnisse und Lebensbedingungen, in Denkungsart, Sitten und Bedürfnisse des Volkes, zu welchem sie gesandt werden.

Da steht nun also der neue Missionar auf einmal in einem fernen Land! Fremd ist die Gegend, die sein Auge sieht, fremde Laute schlagen an sein Ohr, fremde Menschen, deren Äußeres einen nichts weniger als angenehmen Eindruck auf den Ankömmling hervorbringt, stehen um ihn her. Ihre Sprache kann er nicht reden, er braucht die Hilfe eines älteren Bruders im Verkehr mit ihnen. Er steht freilich nicht ganz allein da; der Bruder, der vor ihm hinausgezogen und bei welchem er die Landessprache lernen soll, ist ja Europäer und Christ wie er, aber er wundert sich doch, warum dieser sein Bruder oft so anders redet

und handelt, als er es an seiner Stelle thun würde, und ärgert sich wohl auch über seine Art und Weise, wie er mit den Leuten umgeht, und über die sonderbaren Ansichten, die der ältere Bruder über verschiedene Verhältnisse laut werden läßt. Er vergißt, daß die Schulweisheit, die er gesammelt und auf welche er so stolz ist, nicht weit reicht, und daß auch er einen Wandlungsprozeß durchmachen muß, bis er imstande ist, das Fremde richtig zu beurteilen und richtig zu behandeln. Unser Missionar muß sich eben in die Verhältnisse in Chattisghar einleben. Zuerst in die neue Wohnung. Da fehlt nun freilich mancher Komfort; das ganze Missionshaus scheint einem neuangekommenen Bruder durchaus kein liebliches Heim zu sein. Kahle, getünchte (geweißte) Wände, welche wie räudig aussehen, weil der Kalk, mit welchem die Wände oft überstrichen werden müssen, dick aufliegt und deshalb stellenweise abfällt. Dazu kommt ein leichtzerbröckelnder Kalkfußboden, über welchem abgetretene Bambusmatten liegen. Anstatt einer soliden Zimmerdecke sieht sein Auge in Rahmen gespannten, durch den Regen fleckig gewordenen Musselin, der an Stellen noch immer das durchs Strohdach sickernde Wasser durchläßt. Ein oder zwei wackelige Stühle, ein Tisch, ein einfaches, hartes Bett mit einer leichten, oder gar keiner Decke, das ist das Meublement seines Zimmers. Darin fühlt der Missionar sich aber doch nicht allein. Er schließt die Thüre nicht hinter sich zu, wenn er in sein Kämmerlein geht, aus dem einfachen Grunde, weil keine Thür nach den Innenräumen vorhanden ist. Ihre Stelle aber vertritt oft ein kleiner, in halber Höhe der Thüröffnung angebrachter und nicht ganz bis an den Boden reichender Vorhang. Im ersten Jahr ist nun dieses Zimmer der eigentliche Arbeitsplatz des angehenden Missionars, denn hier empfängt er den Munshi, den Sprachlehrer, und hier memoriert er die Vokabeln und Regeln der Hindi-Sprache, in welche die Bibel übersetzt, in welcher überhaupt die gesamte Litteratur niedergelegt ist, und in welcher Sprache er einst predigen soll. Draußen aber, unter dem Volk, hört er ganz andere Sprachen: Chattisghari, Urdu, Uria, Bengali und einen Mischmasch von allen. Dennoch lernt er fleißig Hindi, weil diese

Sprache doch allgemein verstanden und von 80 Millionen Hindus auch gesprochen wird.*) Weil nun aber dem neuen Missionar noch die Hände, oder vielmehr die Sprachwerkzeuge gefesselt sind, hat er Zeit, sich in die neuen Lebensverhältnisse einzugewöhnen. Es dauert nicht lange, so erschrickt er nicht mehr, wenn ein Skorpion mit aufgehobenem Schwanze über den Boden läuft oder von der Decke in sein Bett fällt. Er schaut gleichmütig, ja bald mit Interesse den Eidechsen zu, wie sie an den Wänden auf- und niederhuschen, Fliegen, Ameisen und anderes Getier jagend. Das Heulen der Schakale bei nachtschlafender Zeit erweckt ihn nicht mehr aus seinen Träumen, und blutig geschlagene Köpfe, abgeschnittene Nasen, zerfetzte Ohren, heulende Weiber, die von ihren Männern geprügelt worden, verderben ihm den Appetit nicht mehr zum Reis mit Curry, welch letzterer ihm im Anfang den Mund und den Schlund beinahe verbrannten. Er denkt nicht mehr an das Fehlen auffallender Moden, an die „Trachtlosigkeit" der Leute um ihn her; er ärgert sich nicht mehr über das ewige cal, cal, d. h. morgen, morgen, wenn er heute etwas von den Leuten gethan haben möchte. Wenn das erste Jahr zu Ende gegangen ist und er zum erstenmal zu predigen beginnt, fängt er seine eigentliche Missionsarbeit schon mit kühlerem Blut an und hat die Überzeugung gewonnen: jetzt fange ich erst an zu lernen, und wenn noch etliche Jahre ins Land gezogen sein werden, so wird es mir möglich sein, das Volk und seine Weise zu verstehen und etwas im Dienste des Herrn und meiner Brüder zu nützen.

Schwerer noch als das Gemüt gewöhnt sich bei den meisten der Körper an das ungewohnte Klima. Längst schon sind die schweren Kleider, die der Missionar aus dem alten Vaterlande herübergebracht hat, vorsorglich mit Kampfer eingepackt und durch ganz leichte Höslein und Röcklein ohne Weste ersetzt worden, denn das Schwitzen hört nicht auf. Stehkragen und Halsbinde sind vergessene Herrlichkeiten geworden, aber das Atmen

*) Es ist kein geringes Verdienst Missionar Lohrs, daß er von Anfang an nicht das Chattisghari, sondern das Hindi zur Predigtsprache erkor, denn mit dem Hindi erreicht der Missionar einen viel ausgedehnteren Wirkungskreis als mit dem ersteren. Anm. d. V.

geht deshalb nicht leichter von statten, und obschon der Strohhut der in der Heimat einst so leicht sich tragen ließ, einem doppelten Filzhut (eigentlich zwei ineinander geschobene Hüte) oder einem zolldicken Sonnenhelm hat weichen müssen, brennt die Sonne dennoch unerträglich heiß auf seinen Schädel. Da fängt ihn auf einmal zu frieren an. Umsonst wickelt er sich in wärmere Kleider oder Decken ein, er schüttelt sich und klappert mit den Zähnen. Dann strömt es plötzlich heiß durch den ganzen Körper, unerträglich heiß, bis der Schweiß von neuem ausbricht und Wohlbefinden sich wieder einstellt, wenngleich noch große Mattigkeit vorhanden ist. Er hat das Fieber, und dieses kehrt nun mit größeren oder kleineren Unterbrechungen immer wieder, bis es bei vielen, sozusagen, der normale Gesundheitszustand geworden ist.

Schlimmer als dieses einfache Klimafieber sind aber die Beulen, welche zu gewissen Jahreszeiten am ganzen Körper aufbrechen und manche schlaflose Schmerzensnacht im Gefolge haben. Aber alles hat seine Zeit, so auch die Beulen, sie machen der Augenentzündung Platz, welche bei manchen Europäern wie bei den Eingeborenen mit erschreckender Regelmäßigkeit alle Jahre wiederkehrt und so vier bis sechs Wochen ständigen „Augendienst" verlangt. Besonders wenn die Sonne untergeht und die Nacht hereinbricht, werden bei dieser Krankheit die Schmerzen unerträglich, und wehe dem Missionshaus, wo einige, vielleicht alle Glieder der Familie zu gleicher Zeit an ihr leiden. Das Weinen und Schreien, besonders der Kinder, bricht fast das Herz derer, die noch von der Krankheit verschont geblieben sind.

Kann und will der Missionar sich körperlich schonen, mutet er seinem geschwächten Leibe nicht die Anstrengungen zu, die er früher gewohnt war, so kann er wohl mit oben genannten Übeln durchkommen. Aber eine kleine Unvorsichtigkeit von seiner Seite, eine körperliche Überanstrengung und er wird ein Opfer der Dysenterie, der roten Ruhr, und liegt nun ganz hilflos, ganz gebrochen da, wenn nicht Angehörige oder treue Diener für ihn sorgen und ihn pflegen. Dieses „Sich-schonen-müssen" bringt es mit sich, daß der Missionar, wenn er nicht in kurzer Zeit ins Grab sinken will, auf Hilfe von Dienern angewiesen ist, welche

die äußeren Arbeiten für ihn und seine Familie besorgen, denn was vom Missionar gilt, gilt auch von der Missionarsfrau. Auch diese erträgt in nur seltenen Ausnahmefällen körperliche Anstrengungen. Sie würde wohl ihre Gesundheit, ja ihr Leben sofort aufs Spiel setzen, wollte sie es sich zumuten, bei der in Indien herrschenden Hitze noch am Kochofen zu hantieren. Der ledige Missionar würde ebenfalls bei solcher Arbeit bald ein Opfer seiner Thorheit werden, ganz abgesehen davon, daß er als Koch von den Leuten als unrein betrachtet und von ihnen verachtet werden würde. Es muß also ein Koch angestellt werden, welcher, sobald die Familie einigermaßen groß ist, ohne die Hilfe eines Unterkochs oder Handlangers nicht mehr fertig wird. Das Kastenwesen verlangt es, daß ein Arbeiter immer nur eine gewisse Arbeit verrichte, deshalb ist der Missionar gezwungen, noch einen Wäscher, einen Wasserträger, eine sogenannte Metrana für die Arbeit in den Badestuben zu halten. Ohne eine solche Dienerin oder solchen Diener würde der Missionar als so unrein betrachtet, daß man ihn mit Steinen vom Bazar triebe. Da man in Indien mit Ochsen fährt und letztere von einem Ochsentreiber, der auf der Deichsel sitzt, geleitet werden, und zwar in der Weise, daß er ihre Schwänze dreht, wenn sie schneller laufen sollen, so wird wohl niemand dem Missionar zumuten, diese Arbeit selbst zu thun und zwischen den Ochsen sitzend durchs Land zu kutschieren. Er muß also einen Kutscher haben. Außer diesen Leuten braucht er aber oft, je nach der Größe der Familie noch andere Diener, welche alle zusammengenommen nun nicht gerade das Missionsleben verschönern, sondern in den meisten Fällen empfindsam verbittern. Es ist diese Dienerschar, auf welche der Missionar angewiesen ist, ein Übel, aber ein notwendiges, ohne welches er nicht auskommen könnte, und darum muß er Gott danken, wenn derselbe ihm treue Diener schenkt. Im allgemeinen sind die Hindus, wenn auch faul, nachlässig und leichtsinnig, doch treu gegen einen Herrn, der sie gut behandelt, und schon mancher Missionar ist durch die Fürsorglichkeit und Treue seiner Diener dem sicheren Untergang entrissen worden. Es ist ein Glück, daß unter diesen Umständen die Lohnverhältnisse für den Missionar

sehr günstige sind, indem er einem Wäscher, je nach der Größe seiner Familie, sieben oder acht Rupies, einem Kutscher sechs, einem Koch in den Städten zehn bis zwölf, dem Wasserträger fünf und der Metrana ebensoviel monatlich zu zahlen hat. Alles in allem fünfundvierzig bis fünfzig Rupies oder etwa zwanzig Dollars, wobei dann diese Leute sich selbst verköstigen. Freilich ist die oben angegebene Anzahl von Dienern nur für eine kleine Familie berechnet.

Die größten Sorgen bereiten dem Missionar ohne Zweifel die Erziehung und Zukunft der eigenen Kinder. Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß dieselben, besonders in den ersten Jahren, viel zu viel den Händen eingeborner Kindermädchen anvertraut werden müssen, da die Mutter eben oft krank, schwach und hinfällig ist. Üben nun schon in zivilisierten und christlichen Ländern die Kindermägde nur zu oft einen ungemein nachteiligen Einfluß auf die Kinder aus, so ist das in erhöhtem Maße in Indien der Fall. Sie werden nach jeder Richtung hin verzärtelt und entwickeln sich ungemein langsam. Allein kann man die Kinder nicht wohl lassen, und da es ihnen an Spielgefährten mangelt, in deren Umgang sie lernen könnten, wie der Mensch oft nachgeben und sich unterordnen muß, ist ihr steter Umgang die Ayah, das Kindermädchen. Von diesem getragen, gefüttert, überall geleitet, bewacht und verzogen, kann sich das Kind dann noch nicht selbst helfen, wenn in Europa oder in Amerika die Kinder schon längst auf eigenen Füßen laufen. Es wird noch gefüttert, wenn es schon längst sich selber bedienen könnte, muß noch an- und ausgekleidet und in Schlaf gesungen werden, wenn das schon jahrelang nicht mehr nötig wäre. Dagegen entwickelt sich bei diesen Kindern ein störrischer Eigensinn — thut ihnen doch die Dienerin in allen Dingen schließlich ihren Willen —, ein ausgesprochener Ungehorsam (denn die Ayah hat kein Mittel, Gehorsam sich zu erzwingen) und eine frühzeitige Herrschsucht und Verachtung gegen alle Umgebung. Sind aber die Kinder größer geworden, so fehlt es an geeigneter Schule, an Unterricht, denn der Missionar ist auf seiner Station so mit Arbeit überbürdet, daß er seinen Kindern nur wenig Zeit widmen kann. Es ist

auch unmöglich, sie von den Heidenkindern in solcher Weise fern zu halten, daß sie nicht mit ihnen je und dann zusammen kämen. Geschieht dies aber, so sind sie bald in alle Schliche und Ränke, in alle Schande und Laster eingeweiht, von welch letzteren so ein zehnjähriger Heidenknabe oft mehr weiß, als mancher Europäer in seinem ganzen Leben inne wird. Die Kränklichkeit der Kinder, ihre oft lang andauernden körperlichen Leiden verhindern auch den Missionar, mit der heilsamen Strenge, wie sie nötig ist, gegen sie vorzugehen. Das Resultat ist deshalb nur zu oft ein körperlich schwächliches, geistig zurückgebliebenes, moralisch verwahrlostes Menschenkind, das sich selbst und andern lebenslang eine Last wird. Das ist der Grund, warum viele Missionsgesellschaften Einrichtungen getroffen haben, die Kinder ihrer Missionare in der Heimat zu erziehen, und es den Eltern zur Pflicht machen, ihre Kinder schon im sechsten oder siebenten Jahre aus den Missionsfeldern herüberzusenden, damit sie in angemessenen Anstalten zu nützlichen Gliedern der Menschheit erzogen werden können. Es ist dies freilich ein Opfer, das die Eltern bringen müssen, aber ein heilsames, versüßt durch das Bewußtsein: unsern Kindern geht es wohl. Dieses Opfer zu bringen, darf sich der Missionar um so weniger scheuen, als er von den Heiden noch viel größere verlangt. Muß nicht oft ein Hindu Frau und Kinder, Hab' und Gut und alles, was er liebt, drangeben, wenn er Christ wird? Er thut es um seiner Seele Seligkeit willen. Sollte der Missionar sich weigern, ein Opfer zu bringen um des Heiles seiner eigenen Kinder willen? Leider können unsere Missionare dieses nur in seltenen Fällen thun. Sie haben die Mittel nicht, ihre Kinder in Amerika oder in Europa erziehen zu lassen. Hierin Wandel zu schaffen, ist darum heilige Pflicht der missiontreibenden Kirchenkörper resp. Gesellschaften, die sich nie der Anwendung des Wortes: „So aber jemand die Seinigen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Heide" werden entziehen können.

Was dem Missionar an Erholung in passender Gesellschaft abgeht, an Zerstreuungen, wie sie der immer im gleichen Joche

eingespannte Kaufmann, Beamte, Arzt, Gelehrte u. a. m. in christlichen Ländern so notwendig braucht, ersetzt ihm reichlich die große Mannigfaltigkeit seiner Pflichten, die Abwechselung, die sich ihm in seinen Arbeiten darbietet.

Schon die äußere Leitung der Stationsangelegenheiten, wenn sie auch den Körper oft ermüdet, hält den Geist lebendig. Solch eine Missionsstation bildet für sich ein kleines Dorf, denn neben dem eigentlichen Missionshause, welches die Wohnräume für die Missionarsfamilie enthält, finden sich auf der Station die Wohnungen für Katechisten und Evangelisten, für Lehrer, Diener, Waisen u. s. w., welche Häuser das Missionshaus, Kirche, Schule und Anstaltsgebäude, einen großen Hof bildend, umgeben. Die meisten dieser Gebäulichkeiten, außer dem Missionshause und der Kirche, sind gewöhnlich aus Lehm aufgeführt und mit leichten Grasdächern versehen. Nach jeder Regenzeit gibt es daher viel zu reparieren, und oft sind neue Hütten herzustellen, je und dann ist auch ein solides Haus aufzurichten. Dabei hat denn in Chattisghar der Missionar Baumeister, Maurer, Zimmermann, Kalk- und Ziegelbrenner zu sein und hat bis in die kleinsten Details hinein alles anzuordnen und jede Ausführung zu überwachen. Er muß die Bausteine brechen, die Kalksteine suchen lassen. Das Holz läßt er schlagen oder kauft die Baumstämme, die er durch seine Handlanger zu Brettern, Balken, Leisten &c. sägen lassen muß. Gewöhnlich von Haus aus mit solchen Arbeiten nicht vertraut, plagt er sich ab, bis er das Richtige findet, und freut sich, wenn seine Arbeit gelingt. Oft hat er den Schneider über die Anfertigung seiner Kleider zu instruieren, dem Schuster zu zeigen, wie er die Schuhe zu verfertigen habe, Dinge, um welche er sich früher gar nicht gekümmert. Er lernt nach vielen Versuchen Brothefe, Tinte, Farbstoffe u. s. w. herstellen, und hat er eine Anzahl Christen um sich gesammelt, so sinnt er darauf, wie er sie beschäftigen könne, damit sie ehrlich und redlich mit ihrer Hände Arbeit sich erhalten können. Bald sind es die Geheimnisse der Druckerei, bald diejenigen einer Weberei, über welche er brütet, bald macht er Versuche mit Töpferei oder Ziegelbrennerei, und wird endlich so ein Industrie-

zweig ergriffen, so erfordert die Vervollkommnung in Mitteln, Wissen und Können ein unausgesetztes Sinnen, Studieren, Probieren und Sichabmühen. Alle diese Arbeiten neben vielen andern, Feld- und Gartenbau, Baumpflanzung und Viehzucht, sind ja eigentlich bloß Erholungsarbeiten des Missionars, Hauptarbeit ist ja die Predigt des Evangeliums, die Schulung der Kinder, die Unterweisung der Taufkandidaten, die Ausbildung fähiger Christen zu Lehrern und Katechisten und der Ausbau seiner aus dem Heidentum gewonnenen Christengemeinde. Wo auf älteren Missionsfeldern schon wohlorganisierte Stationen sich vorfinden, welche mit etlichen Missionaren besetzt sind, erleichtert eine Arbeitsteilung das ganze Werk erheblich. In unserer Chattisghar-Mission aber liegt, mit nur einer Ausnahme, auf jedem einzelnen Missionar die volle Arbeitslast ganz allein.

Die Bewältigung der Sprache und womöglich auch der Dialekte ist, wenn auch das Haupterfordernis für den Missionar zur Predigt des Evangeliums, doch nicht das einzige Studium, dem er mit allem Fleiß obzuliegen hätte. Er muß die Leute, mit denen er es zu thun hat, ihre Religionen, Anschauungen und Charaktere kennen lernen, denn anders ist ein Chamar, anders ein Hindu zu behandeln, und wenn auch das Evangelium an allen Orten und zu allen Zeiten ein und dasselbe ist und bleibt, so ist es dem Satnami in anderer Form als dem Brahminen darzustellen, und ein Fakir braucht andere Unterweisung als ein Sanyassi. Während ein gutgeschulter Hindu oft mit den spitzfindigsten Fragen den Missionar in die Enge zu treiben versucht und ihm Gelegenheit gibt, seine Schlagfertigkeit zu beweisen, steht der Missionar dem einfältigen Bauer oft ratlos gegenüber, weil dieser es nicht verstehen kann, wie die Worte des Missionars: „Ich bin der Herr, dein Gott," auf jemand anderes hinweisen als eben auf die Person des Missionars, der doch diese Worte spricht.

Wo viel Licht ist, ist auch der Schatten am tiefsten. Das gilt von der Arbeit unter den Heiden ganz besonders. Schön, herrlich ist das Amt eines Predigers des Evangeliums in der Heidenwelt, aber es fordert nicht nur harte Arbeit und mühevolles Ringen, es bringt auch viele und schwere Enttäuschungen

mit sich. Ja, wenn es so wäre, wie das Titelbild auf unserem „Missionsfreund"*) die Sache darstellt! Da steht der Missionar und predigt. Auf der einen Seite hören ihm die Heiden andächtig zu, auf der andern Seite zerschlagen sie in heiligem Eifer mit ihren Keulen ihre Götzen. Es ist dies aber in Wirklichkeit leider nicht der Fall. Es muß der Missionar oft auf dem Bazar stehen und reden, er muß weite Strecken reisen, in vielen Dörfern predigen, manches Götzenfest besuchen, bis er eine Seele findet, die, vom Wort ergriffen, sich ihm mit der Frage naht: „Was muß ich thun, damit ich selig werde?" Neben wenigem Widerspruch findet er überall Zustimmung, aber das geschieht aus Höflichkeit, und gerade die Leute, welche soeben dem Missionar beipflichteten und sein „gutes Wort" rühmten, kann der Missionar nach beendeter Predigt beobachten, wie sie am Teiche den Lingam aus Erde bauen und ihn anbeten oder der Sonne göttliche Ehre erweisen. Hinter Kastenregeln und Kastengesetzen verschanzt sich die Sinnlichkeit und Ungerechtigkeit der Hindus als in einer Festung, in welche Bresche zu legen für den Missionar ungemein schwierig ist. Überall trifft er auf Mißtrauen gegen alles Fremde, auf anerzogenen, von Jugend auf genährten Aberglauben, auf Bigotterie und Fanatismus, auf Gleichgültigkeit und grenzenlosen Leichtsinn, während bei der Mehrzahl der niedrigsten Kasten und der Kastenlosen ihm eine namenlose Verkommenheit und eine unglaubliche Stupidität in Bezug auf das Erfassen der Heilswahrheiten entgegentritt. Die größten Enttäuschungen bereitet ihm aber die Heuchelei und Lügenhaftigkeit der Heiden. Die Hindus sind zu scharfe Denker, um nicht zu wissen, daß sie von den Shastras, ihren heiligen Büchern, von den Brahminen, von ihren Priestern und Gurus belogen werden. Sie trauen deshalb niemandem und belügen ebenfalls, soviel sie können. Der Missionar darf deshalb nicht erwarten, daß sie seinen Worten gleich von vornherein Glauben schenken sollen; er muß es auf sich nehmen, selbst als Lügner und Betrüger angesehen und mit gleicher Münze wie die Götzenpriester bezahlt zu werden. Ein neuer Missionar ist daher oft versucht, ein hartes Urteil über

*) Das Missionsblatt der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

einen älteren Bruder abzugeben, wenn er sieht, wie derselbe Kranken Heilmittel und Gebrechlichen Unterstützung versagt, ja, selbst solche, welche als heilverlangende Sünder ihm sich nahen, mit scharfen Worten von sich weist. Er merkt eben noch nicht, daß diese kranken Opiumesser oder Hanfraucher nur Simulanten sind, daß die Gebrechlichen nur Taubheit, Blindheit, Lähmung und viele Schäden erheucheln, um das Mitleid zu erregen, und daß mancher Heide unter heuchlerischem Vorgeben christlicher Gesinnung den Missionar nur auszubeuten sucht. Einst wurde mir ein junger, hübscher Mann, ein Apothekergehilfe im Regierungshospital, als ein Mann mit christlicher Gesinnung vorgestellt, der die Wahrheit suche und das Evangelium liebe. Er besuchte mich des öfteren, erzählte von seinen Leiden, welche er von Familienangehörigen um seiner christenfreundlichen Gesinnung, seines Lesens der heiligen Schrift und seines Betens willen ausgesetzt sei, und fügte dem die Bemerkung hinzu: Aber wenn ich bedenke, wie viel mein Heiland um meinetwillen gelitten und ausgestanden hat, um mich, der ich sein Feind war, zu erlösen und selig zu machen, so komme ich mir jedesmal verächtlich vor, wenn ich um meiner kleinen Trübsal willen klagen möchte. Thränen waren in seinen Augen, wenn er so redete, und doch war dieser Mensch nichts anders, als ein abgefeimter Lügner und Betrüger, der viele Missionare und eingeborne Christen ausplünderte, bis er endlich auf der Flucht vor der Polizei in einen Brunnen fiel und ertrank.

Hat der Missionar aus den vielen Tausenden, denen er auf Märkten und Dörfern, auf Götzenfesten und Landstraßen gepredigt hat, einige Taufbewerber gefunden, oder sind Leute, bewogen durch das Lesen der heiligen Schriften und christlicher Traktate, welche durch Katechisten und Lehrer verteilt worden, zu ihm gekommen, so hat er dieselben in mehr oder weniger regelmäßigen Lehrstunden in den christlichen Heilswahrheiten zu unterrichten, bis sie nach längerer oder kürzerer Zeit zum Empfang der heiligen Taufe sich bereit erklären. Immer ist es aber nur ein kleiner Teil der Taufbewerber, welcher schließlich durch die Taufe in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen werden kann. Mancher

scheut in letzter Stunde noch vor den Opfern zurück, welche die Taufe ihm auferlegt. Ein anderer muß sich noch der Gewalt und Überredung seiner Angehörigen fügen, ein dritter muß vom Missionar auf spätere Zeiten vertröstet werden, weil derselbe noch nicht die Gewißheit hinsichtlich seiner Aufrichtigkeit erlangt hat. Aber wenn alle seine Arbeit am Ende auch nur an einem einzigen mit Erfolg gekrönt worden ist, so freut er sich doch königlich; ist doch die Rettung auch nur eines Menschen aus der Nacht und dem Grausen des Heidentums wohl die Mühe und Arbeit eines ganzen Jahres wert.

Jedem nüchternen Beobachter der Zustände heidenchristlicher Gemeinden ist es selbstverständlich, daß solche aus dem Heidentum gewonnenen neuen Gemeinden nicht wie die alten christlichen Gemeinden Europas und Amerikas behandelt und bedient werden können. Wohl gibt es in jeder Missionsgemeinde einzelne Christen, welche so ganz unter der Leitung des Geistes Gottes stehen, daß sie als Vorbilder auch für unsere heimatlichen Christen dienen könnten, aber die große Mehrzahl der Neugewonnenen gleicht eben doch nur Kindern, aus welchen erst Männer in Christo erzogen werden müssen. Der Maßstab für das, was von ihnen verlangt werden kann, und für das, was sie zu leisten vermögen, ist ein anderer, als der, den man an unsere Christen legen kann und legen muß. Mit der Muttermilch eingesogene Anschauungen von Anstand und guter Sitte, anerzogene falsche Ansichten von Recht und Unrecht, von gut und böse können unmöglich in ganz kurzer Zeit ausgerottet und durch ganz neue ersetzt werden. Es braucht Zeit, oft lange Zeit, bis alles heidnische Wesen aus einer Missionsgemeinde ausgemerzt ist. Da heißt es eben für den Missionar, den Bogen nicht zu straff zu spannen, Geduld zu üben und immer neue Geduld, bis er Schritt für Schritt dem Ziele endlich näher kommt. Die selbständige Leitung der Angelegenheiten einer Gemeinde kann aber für viele Jahre nicht in die Hand der Gemeinde selbst gelegt werden, und selbst wo solches hat geschehen können, steht die Überwachung bei den Missionaren.

* * *

Zur Zeit, wenn die Sonne hinter einer meilenhohen Wolkenschicht für einige Monate verschwindet, wenn das Ohr Tag und Nacht das gleichmäßige Plätschern des Regens vernimmt und das Auge ringsum nur Wasser und Schmutz und Schmutz und Wasser sieht; wenn in den Häusern die Atmosphäre derjenigen einer Badestube gleicht, wobei alles naß und durchfeuchtet ist, so daß der Missionar seinen Tabak zuerst am Feuer trocknen muß, wenn er ein Pfeifchen rauchen will, während drückende Schwüle ihm Tag und Nacht den Schweiß aus allen Poren treibt: dann ist die Zeit da, wo der Missionar hauptsächlich sich aufs Schulehalten und auf den Unterricht der Gefördertsten legt, um sich Hilfsarbeiter, Katechisten, zu erziehen. Es sind diese geistlichen Helfer dem Missionar wohl ebenso notwendig, ja noch unentbehrlicher als seine Diener. Mag er auch noch so gelehrt sein, noch so gut die Landessprache verstehen, sich noch so sehr in die Verhältnisse eingelebt haben, der Missionar bleibt doch immer ein Fremdling, und sein Fühlen und Denken ist ein anderes, als das seiner Umgebung. Zudem ist es bis jetzt noch keinem Missionar gelungen, auch dem alten Missionar Lohr nicht, die Umgangssprache der Landbevölkerung, das Chattisghari, zu bemeistern. Nur J. Lohr macht hierin eine Ausnahme, weil er als Kind mit andern Kindern auf der Gasse die Sprache gelernt. Aber auch die Sprachkenntnisse sind nicht genügend, man muß fühlen und denken, wie das Volk fühlt und denkt, wenn dasselbe verstehen und erfassen soll, was man sagt; und darum stehen eingeborne Katechisten und Lehrer dem Volke näher als die fremden Missionare, es sei denn, daß durch langjährige Wirksamkeit der Missionar die Liebe und mit ihr das Zutrauen der Bevölkerung erworben hat. Die Liebe ist der beste Schlüssel zu den Herzen. Treue, aufrichtige, gläubige Katechisten, Leute, die ihre Brüder nach dem Fleische lieb haben und von dieser Liebe gedrungen auch Trübsal, Leid und Verfolgung um ihres Herrn und Meisters willen gering achten, solche Mitarbeiter sind notwendig, wenn das Werk gedeihen soll. Es ist daher eine besondere Gnade Gottes, wenn es der Herr dem Missionar gelingen läßt, die rechten Leute zu finden, und der Unterricht, welcher ihnen zu teil

wird, ist eine Arbeit des Missionars, die wohl die meisten Früchte trägt. Viel Kopfzerbrechen haben aber schon die Fragen verursacht: Sind hohe oder niedere Kastenleute als Katechisten vorzuziehen? Wie ist ihr Verhältnis zum Missionar und zu der Bevölkerung zu gestalten? Wann ist der Augenblick gekommen, wo ein Katechist ordiniert werden und ihm eine mehr selbständige Stellung übertragen werden kann?

Wer in Indien gelebt hat und Brahminen und niedere Kastenleute oder Kastenlose kennt, wird ohne langes Besinnen geneigt sein, Leute hoher Kasten als Katechisten den anderen vorzuziehen, denn sie überragen dieselben in jeder Beziehung: im Aussehen, Auftreten, in Fähigkeiten und, was in Indien sehr ins Gewicht fällt, an Ansehen und Ehre bei der Gesamtbevölkerung. Bei reiflicher Überlegung möchte aber doch das Endurteil ein anderes werden, insofern die Kastenfrage allein in Betracht kommt. Ein Brahmine, der Katechist geworden, ist doch in der Meinung der Eingebornen von seinem hohen Stande herabgestiegen, und was er dafür eingetauscht hat, hat in ihren Augen keinen Wert. Das Christentum, welches er verkündigt, zeigt sich gerade an seiner Person als eine Lehre, welche nicht verherrlicht, sondern degradiert; denn der Mensch siehet, eben auch in Indien, nur das, was vor Augen liegt, und nicht den Zustand der Herzen. Anders erscheint das Christentum, wenn ein Katechist aus der Satnami-Sekte, aus der Kaste der Chamars, dasselbe anpreiset. Hier haben die Leute einen Menschen vor sich, der aus der tiefsten geistigen, moralischen und leiblichen Verkommenheit emporgehoben ist und nun als achtungswerter Mann dasteht. Er ist nicht mehr der unwissende, überall verachtete Chamar, der vor jedem Hindu niederfällt, nicht mehr der nackte Kuli, dem jeder eine Last aufbürden kann, sondern er steht da als einer, der auch im Äußerlichen von der Macht des Evangeliums zeugt. In ihm erscheint das Christentum nach außen hin nicht als eine das Hohe erniedrigende, sondern das Niedrige erhöhende Religion, und das ist kein zu verachtendes Moment, denn auch der einfältigste und gedankenloseste Hindu versteht es, weil er es sieht. Was niedrig ist, das hat Gott erwählet, daß es etwas sei. Freilich

empört sich der Stolz der Hindus wieder gegen Chamar-Katechisten und -Lehrer, und sie horchen lieber einem Brahminen zu, weil diese ja doch so wie so ihre natürlichen Lehrer sind. Wo aber der Stolz sich empört, da entsteht Kampf zwischen gut und böse, zwischen Lüge und Wahrheit, und ohne diesen Kampf gibt es auch keinen Sieg des einen über das andere.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß das Steigen von einer niederen auf eine höhere Stufe in der menschlichen Gesellschaft leicht Stolz und Überhebung hervorruft und dadurch dem kindlichen Glauben und einfältigen Wandel Abbruch thut. Diese Erfahrung haben die Missionare schon oft gemacht, gerade an den Chamar-Katechisten unserer Mission in Chattisghar. Einem Brahminen-Katechisten ist es leichter, demütig zu bleiben, als den andern. Aber allzustreng darf da doch nicht geurteilt werden. Bei aller Demut gegen Gott und gegen Menschen darf doch ein Christ, und ganz besonders einer, der durch die Gnade Gottes etwas Rechtes geworden ist, auch sein Haupt erheben, das er früher gegen jedermann in den Staub beugte. Ein Christ ist ein Mann, der sich selbst achtet und sich frei fühlt, und diese Selbstachtung und die Bethätigung männlicher Freiheit darf bei Katechisten, welche einst Chamars, Sklaven, waren, nicht zu schnell als sündige Überhebung betrachtet werden. Der Mensch wächst mit seinen Zielen, und der Missionar wird sich nicht schlechter stehen, wenn er ein halbes Dutzend *Männer* um sich als Gehilfen hat, an Stelle von ebensoviel willen- und urteilslosen Bedienten. Auch den Heiden und den aus ihnen gewonnenen Christen kann es nicht schaden, wenn die Katechisten so gestellt sind, daß sie im Dienste des Herrn menschenwürdig leben, sich ordentlich kleiden und die dem Amte eines Lehrers zukommende Autorität besitzen und ausüben. Die Niederdrückung des niederen Klerus durch die Bischöfe in vergangenen Jahrhunderten hat den unheilvollsten Einfluß auf die gesamte christliche Kirche ausgeübt. Das Richtige in dieser Sache zu treffen, ist ein Problem, dessen Lösung bisher in der Hand der einzelnen Missionare liegt und von ihren Ansichten und Gefühlen abhängig ist.

Das Ziel, welches jede Mission anstrebt, ist nicht dasjenige politischer Staaten mit ihren überseeischen Kolonien. Die Mission

will fremde Völker nicht in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Missionsgesellschaft oder zu einem Kirchenkörper bringen, sondern von allen Banden frei machen. Es wird freilich noch lange dauern, bevor wir sagen können: „In Chattisghar braucht's keine Missionare mehr;" es wird noch lange dauern, bevor eine selbständige nationale Kirche der Hilfe entbehren kann, die wir senden. Aber jene Zustände sind doch das Ziel, das wir im Auge halten müssen. Darum wirft sich auch die Frage auf: Wann ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir Katechisten ordinieren und ihnen selbständige Stellungen zuweisen werden? Dieser Augenblick ist gekommen, sobald man erkannt hat, daß das Evangelium im Munde eines Eingebornen gerade so viel Kraft hat, als im Munde eines Europäers; ist gekommen, sobald eine Persönlichkeit oder mehrere sich finden, welchen man mit ebensoviel Freudigkeit das Amt anvertrauen kann, als man es Europäern gegenüber zu thun gewohnt ist, und sobald diejenigen notwendigen kirchlichen Einrichtungen vorhanden sind, welche dem eingebornen Pastor zur Richtschnur und zum Rückhalte dienen. Dazu gehört vor allem eine feste Organisation des gesamten Missionswerkes, eine Arbeitsteilung, welche nicht im Belieben des einzelnen steht, sondern von kompetenter Seite verfügt wird, dazu gehört eine anerkannte Übersetzung der heiligen Schrift, ein klar abgefaßter und mit der Schrift übereinstimmender volkstümlicher Katechismus, eine obligatorisch eingeführte Agende nebst einem evangelisch-christlichen Kirchengesangbuch. Sind diese Bedingungen vorhanden, so ist es an der Zeit, eingeborne Kräfte zu verwerten, um ohne Mehrbelastung der Missionsgemeinde in der Heimat die Seile in der Heidenwelt weiter spannen zu können.

Gottes Segen über alle, welche sein Werk lieb haben und mithelfen, daß Jesu Name alle Wolken des Götzendienstes, des Unglaubens und Aberglaubens durchbrechend in die Herzen vieler Elenden hineinleuchte, Trost und Licht, Kraft, Heil und Leben bringend.



